

JUBELRUFE AUS BÜCHERSTAPELN, im Auftrag der Pirckheimer-Gesellschaft, hg. v. Carsten Wurm, 3 Bde.:

Die Pirckheimer-Gesellschaft 1956–2006, 221 S., mit Abb. Widmungsexemplare aus den Besitz von Sammlern, Wiesbaden Harrassowitz 2011, 171 S., mit Abb. 60 Jahre Pirckheimer-Gesellschaft, Berlin Pirckheimer Gesellschaft 2016, 307 S., mit Abb.

Bücherfreunde sind landesweit noch immer zahlreich, auch wenn sich zunehmend andere Medien behaupten. Jene unter den Lesefreudigen, in deren Bibliothek die bisher in drei Bänden erschienenen Almanache „Jubelrufe aus Bücherstapeln“ stehen, verfügen über einen ganz besonderen bibliophilen Schatz, denn in diesen, auch wunderbar gestalteten Büchern finden sich viele Gleichgesinnte, die ihre Begeisterung für das Buch, seine Geschichte und die Buchkunst teilen und das in persönlichen, oft leidenschaftlichen Darlegungen zum Ausdruck bringen. Ein Kaleidoskop verschiedener Ansichten und Erinnerungen von Mitgestaltern des bibliophilen Lebens der letzten sechs Jahrzehnte wird hier geboten. Die Autoren der abwechslungsreichen Beiträge reichen dabei von den einfachen Bücherfreunden und Sammlern bis zu namhaften Vertretern der Literatur, Kunst und der Buchwissenschaft und geben so in ihrer unverfälschten Frische ein lebendiges Bild von der Freude am Buch in all ihren Facetten.

Den Anlass zur Herausgabe dieser in fünfjährigem Abstand erschienenen freudigen „Jubelrufe“ bot zunächst das 50. Jubiläum der 1956 im Osten Deutschlands gegründeten „Pirckheimer-Gesellschaft“, der Vereinigung der Bücher- und Graphikfreunde, die sich ihren Namen nach dem Nürnberger Humanisten und Dürer-Freund Willibald Pirckheimer gab. Somit einer Festschrift gleichend, fanden die „Pirckheimer“, wie sich fortan ihre Mitglieder nannten, in Dr. Carsten Wurm, Germanist und langjähriger Redakteur der Pirckheimer-Zeitschrift „Marginalien“ einen geeigneten Herausgeber für diese Veröffentlichung. Das große Interesse, auch über die Pirckheimer-Gesellschaft hinausgehend, ermutigte bald zu einer weiteren Ausgabe, und nach den „Neuen Jubeln aus Bücherstapeln“ (2011) konnte zum sechzigjährigen Bestehen der Pirckheimer-Gesellschaft 2016 der dritte Almanach vorgelegt werden.

Leider kann an dieser Stelle nicht ausführlich auf die Aktivitäten der Pirckheimer-Gesellschaft, die die Wende überlebt hat und inzwischen zu einer gesamtdeutschen Vereinigung der Bücherfreude geworden ist, eingegangen werden. Ein Hinweis auf ihre Zeitschrift „Marginalien“ aber sei hier angebracht. Auch sie gibt es bereits seit 1957, und sie entwickelte sich nach einem schwierigen Anfang ab 1964 unter der Redaktion von Lothar Lang (1928–2013) zu einer Publikation der Buchkunst und Bibliophilie von hohem wissenschaftlichem und künstlerischem Niveau. Bis 1999 redigierte er die Zeitschrift, die dann mit Carsten Wurm (geb.1960) einem adäquaten Nachfolger in die Hände gegeben wurde. Ein Glücksfall für die Pirckheimer, denn nach der Wende mussten sich die „Marginalien“ nun neben anderen bibliophil ausgerichteten Periodika im deutschsprachigen Raum behaupten. Doch es war bald klar, dass diese viermal im Jahr erscheinende Pirckheimer-Zeitschrift dank ihrer bibliophilen Vielseitigkeit und ihres unverfälschten soliden Erscheinungsbildes hier eine herausragende Stellung gewann. Dass mit Ende des Jahres 2017 Carsten Wurm dennoch seine verdienstvolle Redaktionstätigkeit hier beendet hat, wurde von den Pirckheimer-Mitgliedern und den Lesern der Zeitschrift sehr bedauert.

Auch aus diesem Grund sei noch einmal der Blick auf die bisher erschienenen und von Wurm liebevoll betreuten drei Bände der „Jubelrufe“ gerichtet. Bereits das Äußere der weißen Bücher nimmt durch die skurrilen Bücherkäuze, köstliche Bildschöpfungen des Geraer Graphikers Kay Voigtmann, gefangen. Gediegen und angenehm zeigt sich auch die Gesamtgestaltung der „Jubelrufe“ durch Hans Hellmis, der leider 2014 verstarb, sowie Sabine Klemm und Marc Berger. Durch den Jubiläumsanlass bedingt, trat besonders im ersten Band die Erinnerung an die

Die Anfänge der Pirckheimer-Gesellschaft, zu deren Gründungsvätern neben Bruno Kaiser und wichtigen Persönlichkeiten aus der Buch- und Verlagsbranche auch Künstler wie Werner Klemke gehören, stehen in den Vordergrund. Auch die Vertreter der einzelnen Regionalgruppen berichten engagiert über die Entwicklung, aber auch Probleme der Arbeit in ihren Vereinen, und der interessierte Leser erfährt viel Interessantes über die Besonderheiten der Pirckheimer-Aktivitäten in den sächsischen und mitteldeutschen Zentren. Deutlich zeigt sich in diesem Anfangsband, dass der Kern der Gesellschaft von den Sammlern bestimmt wird. So lag es auf der Hand, dass der größte „Jubel-Teil“ ihnen eingeräumt wurde. Einleitend erinnert hier der Pirckheimer-Freund Konrad

Hawlitzki an die Sammlungen und Bibliotheken jener bekannten Pirkheimer, die inzwischen verstorben sind, wie Jürgen Kuczynski, Bruno Kaiser, Werner Klemke, Franz Fühmann und anderer. Ein sehr lebendiger Beitrag! Leidenschaftlich und engagiert stellen die nun heute aktiven Sammler ihre Bücherschätze vor, und ihre Ausführungen sind in ihrer Vielseitigkeit nicht nur lesenswert, sondern dürften die Verbindungen der Sammler untereinander stärker knüpfen.

Eine „Expressreise“ durch die Pirkheimer-Geschichte von Carsten Wurm, die die Entwicklung und Höhepunkte der Pirkheimer-Gesellschaft von 1956 bis 2005 umfasst, beschließt den ersten Band. Es ist erstaunlich und beeindruckend, zu verfolgen, wie schnell sich aus den Berliner Anfängen bald eine große bibliophile Gemeinschaft bildet, deren Veranstaltungen in nahezu allen Bezirken der DDR ihre Ausstrahlung haben. Diese Chronik wird im dritten Band, also ein Jahrzehnt später zum 60. Jubiläum der Gesellschaft, fortgesetzt und beleuchtet nun auch das Leben der Pirkheimer-Gesellschaft, die sich im Juni 1990 als ein Verein nach Bürgerlichem Gesetzbuch neu konzipiert hat. Zahlreiche neue Mitglieder aus den alten Bundesländern sind seitdem der Pirkheimer-Gesellschaft beigetreten.

Während sich die „Jubelrufe“ 2006 vorrangig noch mit dem Pirkheimer-Leben in den DDR-Jahren befassen, bereichern nun auch zunehmend Beiträge von den „neuen Pirkheimern aus den alten Bundesländern“ die beiden letzten Bände. So sind die 2011 erschienenen „Neuen Jubelrufe aus Bücherstapeln“ dem reizvollen Thema der Widmungsexemplare verpflichtet, in das auch mit Widmungen versehene Graphiken mit einbezogen wurden. Die Beiträge hierzu, ausschließlich von Mitgliedern der Pirkheimer-Gesellschaft beigezeichnet, sind voller Lebendigkeit, und zahlreiche Anekdoten belegen die emotionale Verbundenheit der Buchbesitzer zu ihren Widmungsinstituten. Die vortrefflichen Abbildungen geben diesem Band noch eine besondere Attraktivität.

Band drei der „Jubelrufe“ ist vor allem dem 60. Geburtstag der Gesellschaft verpflichtet, und so ist es auch zu verstehen, dass wieder einzelne Gruppen und Sammlungen, und hier besonders auch die der neuen Mitglieder, vorgestellt werden. Bei den Erinnerungen und Berichten aus der Geschichte der Pirkheimer-Gesellschaft geht es zum einen um jene Regionalgruppen, die im ersten Band nicht vertreten waren, vor allem ein Bericht über die Berliner Gruppe wurde vor zehn Jahren schmerzlich vermisst und wird nun hier ausführlich geboten. Doch auch ein interessanter Beitrag über die nach der Wende neu entstandenen Vereinigungen, wie die Rhein-Main-Neckar-Gruppe in Hirschberg, ergänzt diesen Überblick.

Auch im dritten Almanach nimmt die Gruppe der Sammler mit ihren bibliophilen Schatzkammern den größten Raum ein, und auch diesmal bereiten diese Beiträge durch die erfrischende Mitteilungsfreude ihrer Autoren und die Vielseitigkeit ihrer Sammelgebiete eine besondere Lesefreude. Die bereits erwähnte und abermals von Carsten Wurm erstellte Chronik des letzten Pirkheimer-Jahrzehnts von 2006 bis 2015 beschließt den Band, der – nicht grundlos – diesmal beachtlich an Umfang gewonnen hat.

Die positive Resonanz der dreibändigen Jubelrufe ging weit über den Mitgliederkreis der Pirkheimer-Gesellschaft hinaus. So bleibt zu wünschen, dass es bald einen Anlass gibt, das Jubeln fortzusetzen.

Ute Willer

SIBYLLE – ZEITSCHRIFT FÜR MODE UND KULTUR, hg. v. Ute Mahler u. d. Kunsthalle Rostock, Texte: Andreas Krase, Anja Maier, Ulrich Ptak, Thomas Winkler, Stuttgart Hartmann Books 2017, 336 S., mit Abb.

Der bekanntesten Modezeitschrift der DDR widmete die Kunsthalle Rostock 2016/2017 eine erste umfassende Ausstellung, die, neben den schon früher gewürdigten renommierten Fotografen (vgl. Dorothea Melis [Hg.], Die Sibylle: Modefotografien 1962 bis 1994, Leipzig 2010) auch die inhaltliche und redaktionelle Ausrichtung dieses Nischenprodukts der DDR-Presse erstmals umfassend in den Blick nahm. (s. a. Simone Barck, Martina Langermann, Siegfried Lokatis [Hgg.]: Zwischen ‚Mosaik‘ und Einheit‘, Zeitschriften in der DDR, Berlin 1999). Besondere Aufmerksamkeit sichert der „Sibylle“ natürlich die Frage, wie ein derart mit Inszenierung, Individualität und Luxus konnotiertes Thema wie Mode sich in einem System behaupten konnte, das per se Unauffälligkeit und Gleichförmigkeit als Leitlinie ausgab und im Alltag zudem mit ständiger Beschränkung zurecht kommen musste.

Kurz nach Eröffnung der Rostocker Ausstellung verstarb die Mitbegründerin und Namensgeberin, Sibylle Boden-Gerstner (1920–2016), im Alter von 96 Jahren. Die Tochter eines jüdischen Pelzhändlers aus Breslau studierte Modegestaltung in Berlin und Malerei in Wien, ehe die Rassegesetze der Nationalsozialisten es ihr verboten. Ihr späterer Mann, der in der DDR als Journalist zur Elite zählende Karl-Heinz Gerstner (1912–2005), holte sie 1940 nach Paris, wo sie ihr Studium fortsetzte. Nach Kriegsende entschied sich das Ehepaar Gerstner für die DDR, Sibylle Boden-Gerstner arbeitete als Kostümbildnerin bei der DEFA. 1956 stellte sie mit Kollegen den Antrag zur Gründung einer ‚Zeitschrift für Mode und Kultur‘, die ihren Namen erhielt: die „Sibylle“ war mit dem ersten Heft vom August 1956 geboren. Doch schon nach drei Jahren musste die Initiatorin ihren Posten räumen, weil sie den Machthabern ‚zu französisch‘ war. Die Zeitschrift sollte schließlich nicht die Lust auf dekadente, ständig wechselnde, die eigene Individualität unterstreichende modische Kleidung wecken und durch zweimal jährlich wechselnde Trends (im Osten Tendenzen genannt) unerwünschte und unerfüllbare Konsumwünsche wecken: Schönheit und Eleganz als Selbstzweck waren im Sozialismus nicht vorgesehen. Der Auftrag war vielmehr, an der ‚Formung einer sozialistischen deutschen Nationalkultur mit[zu]wirken‘; es galt, die Genossinnen zu einem besseren Geschmack im Sinne des neuen Menschenbildes zu erziehen. Dabei nahm die Mode des sozialistischen deutschen Staates – repräsentiert durch das 1952 gegründete „Institut für Bekleidungskultur“ – die 90% der berufstätigen Frauen im zweiten deutschen Staat in den Blick, während der Wirtschaftswunderwesten noch ein traditionelles Frauenbild mit der klassischen Rollenverteilung pflegte. Die „Sibylle“ sollte – ideologiekonform – nicht irgendwelchen irrlichternden Firlefanz präsentieren, sondern praktische, alltagstaugliche, funktionale Garderobe für die selbständige, selbstbewusste, informierte, den Sozialismus aufbauende Frau. Dumm nur, dass auch „Genossinnen“ genießen wollten, es aber häufig nicht konnten. Denn die vorgestellten Modelle, entworfen vom seit 1971 als Modeinstitut der DDR firmierenden, früheren Institut für Bekleidungskultur, beim Durchlauf durch bis zu zehn mitwirkungsberechtigte staatliche Gremien häufig zum Entsetzen der Designer oft hoffnungslos entstellt (stoffraubende Details fielen zudem oft genug der Materialknappheit zum Opfer), kamen meist nicht in den Inlandsverkauf, sondern waren für den Export bestimmt bzw. nur in den Exquisit-Läden erhältlich. So mochte sich die Sibylle-Leserin gelockt und gefoppt gleichermaßen fühlen. Der allgegenwärtige Mangel forderte die Kreativität der Frauen heraus: rund 20% der Bekleidung in der DDR wurde zu Hause genäht! Die „Sibylle“ half seit H. 2/1969 mit ihren hochbegehrten Schnittmusterbögen. So wurde einer der wandlungsfähigen Grundschnitte von Dorothea Melis mehr als 750 000 mal kopiert – bei einer Auflage von 220 000 Exemplaren! Die alle zwei Monate erscheinenden Hefte waren Bückware, heiß begehrt, weitergereicht, bis sie zerfielen. Trotzdem wurde die Auflage nicht erhöht, vorgeblich wegen Papiermangels, vermutlich aber auch, weil die Zeitschrift den Regierenden letztlich nicht geheimer war – sie blieb ein notwendiges Ventil einer auf ihr Staatsgebiet beschränkten Bevölkerung. Die angestrebte Geschmacksbildung beschränkte die Redaktion jedoch nicht nur auf Konfektion, sondern erörterte „allgemeine Fragen von Schönheit und Persönlichkeit“, stellte Kunstwerke vor, brachte Reisebeschreibungen, Ratschläge zur Wohnungseinrichtung und Berichte zu Film und Literatur. Zusammengehalten wurde dieser bunte Strauß durch das Medium Fotografie. Im Laufe der fast vier Jahrzehnte ihres Erscheinens bot die „Sibylle“ allen renommierten

Fotografen der DDR ein begehrtes Forum, nicht zuletzt, weil die staatliche Gängelung hier – gelegentlichen Mäkeleien zum Trotz – relativ wenig zum Tragen kam und Fotostrecken und Reportagen so abgedruckt wurden, wie sie verfasst worden waren. Das lag u. a. an der anderen Vorbildung der Moderedakteurinnen, die nicht die für Journalisten in der DDR vorgeschriebene ideologische Schulung durchlaufen hatten, sondern aus der Modgestaltung kamen. Dazu war das strategische Interesse der Staatsführung an Mode nachrangig und die „Sibylle“ unterstand nicht der Abteilung Agitation, sondern der Abteilung Frauen im ZK.

Nach den tastenden, noch statuarisch im Studio abgelichteten Modellen der Anfangsjahre zogen die Fotografen unter Führung des für Jahre stilbildenden, charismatischen Arno Fischer (1927–2011) schon ab den 1960er Jahren hinaus auf Straßen und Plätze, vor Plattenbauten, bröckelnde Mauern und Industriebrachen – nicht immer zur Freude der staatlichen Kontrollorgane, die den sozialistischen Optimismus vermissten. Unter der Ägide der jungen Modestalterin Dorothea Bertram (verh. Melis, 1938–2015) machte sich eine junge Mannschaft daran, den Anspruch vom neuen Menschen einzulösen. Getragen vom Glauben an die sozialistische Utopie, setzte sich eine neue Generation von Redakteurinnen und Fotografen nach dem Mauerbau das Ziel, durch schönere, hochwertigere, langlebigere und preiswertere Mode den Beweis für die Überlegenheit der sozialistischen Gesellschaft zu liefern. Dennoch: „Elle“, „Vogue“ und „Twen“ dienten als Vorbilder für ein durch Axel Bertram (geb. 1936) aufgefrischtes Layout samt modernerer Typographie. Mit Elisabeth Meinke (1937–2006) gewann man 1962 eine neue kreative Modedesignerin, die zur Assistentin Arno Fischers aufstieg und schließlich selbst Modestrecken fotografierte. Die Mitarbeiter und Models – oft Amateurinnen wie Offsetdruckerinnen, Laborantinnen, Verkäuferinnen, Krankenschwestern – begriffen sich als eingeschworenes Team, in dem sie nicht nur Seite an Seite arbeiteten, sondern auch privates Knowhow (Frisur, Make-up, Accessoires, samt Trabi zur Anfahrt an die „Location“) einbrachten. Die Models strahlten keineswegs immer sozialistisch-zuversichtlich in die Kamera, sondern trugen auch mal melancholische, versonnene, nachdenkliche Posen zur Schau; seit den 1970er Jahren schränkten jedoch die kleinkarierten Vorgaben von oben den Gestaltungsspielraum zunehmend ein. Die Mangelwirtschaft war zu offensichtlich geworden, der utopische Impetus zur Worthülse verkommen. Neue Rubriken ergänzten die Themenpalette; die „Frauen von heute“ stellten die Chemiefacharbeiterin und die Innenarchitektin vor, aber auch Prominente aus Film und Theater wie die junge Katharina Thalbach oder Gisela May. Ab 1977 steuerte Ute Mahler, Mitherausgeberin des hier vorgestellten Bandes, vielfältige Fotostrecken – Mode und Porträts – bei, und sorgte mit für das hohe Niveau der Zeitschrift.

Nach der Wende war die Zeitschrift den marktwirtschaftlichen Zwängen ausgesetzt, verlor aber gleichzeitig ihren eigentlichen Gegenstand, den Alltag im zweiten deutschen Staat. In einem letzten Kraftakt übernahmen vier Redakteurinnen das Blatt 1994 in Eigenregie, konnten es aber nicht mehr retten.

Der attraktiv gestaltete Band – auf den Vorsatzblättern ist nahezu die komplette Reihe der „Sibylle“-Titelbilder abgedruckt – versteht sich nicht nur als Dokument der Erinnerung, sondern als „Standardwerk der kulturhistorischen Aufarbeitung“ dieser in der DDR singulären Zeitschrift. Die chronologisch fortschreitende Darstellung widmet jeder der in vier Epochen gegliederten Erscheinungsdauer zwischen 1956 und 1995 eine Einführung, jeweils gefolgt von einem Fotoblock in charakteristischer Auswahl, teils ganzseitig und im Originalseitenformat. Biogramme der Chefredakteurinnen und der Moderedaktion ebenso wie der Fotografen und Fotografinnen sowie ein Blick auf einige „Sibylle“-Models und die „Sibylle“-Leserin bereichern diesen gelungenen Band. Ein Zeitstrahl erleichtert die Orientierung und Einordnung der prägenden Persönlichkeiten der „Sibylle“ und rundet den großformatigen Band ab, der diesem Solitär der DDR-Presse ein würdiges Denkmal setzt.

Eva Chrambach

JOACHIM BAUER u. a. (Hgg.): Die Universität Jena in der Frühen Neuzeit, Heidelberg Universitätsverlag Winter 2008, 216 S., mit Abb.

DANIELA SIEBE (Hg.): „Orte der Gelahrtheit“. Personen, Prozesse und Reformen an protestantischen Universitäten des Alten Reiches (Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 66), Stuttgart Franz Steiner Verlag 2008, 267 S., mit Abb.

Das 450-jährige Jubiläum der Jenaer Universität im Jahr 2008 rückte die mitteldeutsche Universitätsgeschichte vermehrt in das Interesse der Forschung. Das gilt für die von Joachim Bauer, Andreas Klinger, Alexander Schmidt und Georg Schmidt herausgegebene Jenaer Universitätsgeschichte in der Frühen Neuzeit ebenso wie für den von Daniela Siebe unter Mitarbeit von Stefan Wallentin verantworteten Tagungsband, der auf eine 2006 im Vorfeld des Universitätsjubiläums abgehaltene Konferenz zurückgeht.

Der Band „Die Universität Jena in der Frühen Neuzeit“ bietet eine in sich geschlossene, umfassende Geschichte der Salana in den ersten zweieinhalb Jahrhunderten ihres Bestehens. Dreizehn Autorinnen und Autoren stehen hinter den zehn Kapiteln des Bandes. Das Leitmotiv, das sich durch den Band zieht, ist dasjenige der Freiheit – juristisch begriffen als Freiheit der Universität als Korporation ebenso wie ideengeschichtlich in der Entwicklung dessen, was heute unter „Freiheit der Wissenschaft“ verstanden wird. Einleitend fächert Georg Schmidt in seinem Beitrag „Die Tradition der Freiheit“ dieses Leitmotiv auf, indem er den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen als Gründer und Friedrich Schiller als Namenspatron seit 1934 als historisch-ideengeschichtliche Bezugspersonen der heutigen Universität pointiert herausarbeitet. Die eigentliche Darstellung der Universitätsgeschichte ist chronologisch-systematisch gegliedert. Zu Beginn steht die Darstellung von Gründung, Aufbau und Konsolidierung im 16. Jahrhundert. Es folgen Kapitel zur inneren Verfasstheit der Universität als Korporation ebenso wie zu ihrer Position zwischen Reich und Fürstenstaat. Besonderer Raum wird dabei der spezifischen Eigenschaft der Jenaer Universität als ernestinischer Samthochschule eingeräumt, die nicht auf einen einzigen Landesherrn ausgerichtet, sondern durch mehrere Fürsten unterhalten wurde – eine Trägerschaftsorganisation, die für das frühneuzeitliche Profil der Universität eine bedeutende Rolle spielte. Ein Kapitel „Studenten und Renommisten“ stellt die Jenaer Studentenschaft in der Frühen Neuzeit vor.

Ein besonderer Schwerpunkt des Bandes liegt auf der Blütezeit der Universität Jena in den Jahrzehnten um 1800 – eine Schwerpunktsetzung, die einerseits natürlich in der Sache, andererseits in dem zwischen 1998 und 2010 in Jena laufenden Sonderforschungsbereich „Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800“ begründet liegt, in dessen Zusammenhang diese Epoche intensiv erforscht werden konnte. Nach einem Überblick über „Die Universität um 1800“ wird die Politisierung von Professoren und Studenten zwischen der Mitte des 18. Jahrhunderts und der Revolution von 1848 dargestellt. Auch im Kapitel „Stadt und Universität“ liegt der zeitliche Schwerpunkt auf den Jahrzehnten um 1800; und schließlich widmet sich ein eigenes Kapitel noch der Universität in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Letzteres mag angesichts des Buchtitels, der auf die Frühe Neuzeit Bezug nimmt, auf den ersten Blick verblüffen. Die Überschreitung der Epochengrenze durch den Beitrag von Stefan Gerber leuchtet jedoch vor dem Hintergrund der Universitätsgeschichte unmittelbar ein: Im Verhältnis von Universität und Stadt, hinsichtlich der Wissenschaftsentwicklung und hinsichtlich der Sozialgeschichte der Universitätsangehörigen fanden maßgebliche Entwicklungsschübe hin zur „modernen“ Universität in Jena in den Jahrzehnten zwischen 1820 und 1850 statt, so dass diese Jahrzehnte als Zäsur für die Periodisierung der Universitätsgeschichte geeignet erscheinen. Abgerundet wird der Band schließlich durch ein Kapitel zur universitären Erinnerungskultur.

Insgesamt ist der Band „Die Universität Jena in der Frühen Neuzeit“ ein Handbuch im besten Sinne des Wortes: eine konzise Darstellung der Universitätsgeschichte, die einen hervorragenden Überblick bietet. Vor diesem Hintergrund ist der weitgehende Verzicht auf Fußnoten durchaus zu verschmerzen; eine Auswahlbibliographie versammelt die wesentliche weiterführende Literatur, und ein Personenregister rundet den ansprechend gestalteten Band ab.

Im Unterschied zu dieser Universitätsgeschichte, die trotz des großen Autorenkollektivs als durchgängige Darstellung konzipiert ist, bietet der Tagungsband „Orte der Gelahrtheit“ naturgemäß

einen multiperspektivischen Ansatz. Das Erkenntnisinteresse des Bandes liegt in der Funktionsweise frühneuzeitlicher Universitäten und in den Entwicklungsprozessen, denen die Universitäten als Institution wie als Personenverband im Laufe der drei Jahrhunderte zwischen 1500 und 1800 unterworfen waren. Die Universität Jena spielt dabei als Fallbeispiel für die einzelnen Untersuchungen eine zentrale Rolle. In einem grundsätzlichen Aufsatz beschäftigt sich Matthias Asche mit dem Begriff der „Bildungslandschaft“ und seiner Anwendbarkeit auf die frühneuzeitliche Universitätsgeschichte. Im Mittelpunkt der folgenden Beiträge stehen unterschiedliche Personengruppen, die eine Universität konstituieren: Tina Leich betrachtet in einer quantitativen Analyse der Universitätsmatrikel die Jenaer Studentenschaft von der Universitätsgründung bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges. Simone Giese vollzieht die Bildungswege schwedischer Studenten nach, die im 16. und 17. Jahrhundert deutsche Universitäten bezogen – mit besonderer Berücksichtigung von Jena, wengleich die Salana im Gegensatz etwa zu Rostock, Wittenberg oder Greifswald quantitativ nicht zu den bevorzugten Zielen schwedischer Studenten zählte. Mit Devianz beschäftigt sich Andreas Gössner in seinem Beitrag über „Disziplinierung an der lutherischen Universität der Frühen Neuzeit“, indem er universitäre Policey und Gerichtsbarkeit vor allem an den Beispielen Leipzig und Wittenberg untersucht.

Nach diesen Blicken auf die Studentenschaft widmen sich drei weitere Beiträge dem Lehrpersonal: Marian Füssel arbeitet in einer breit angelegten, vergleichenden Studie die Entwicklung von Wahl und Einsetzungszereemoniell von Universitätsrektoren heraus. Julian Kümmerle demontiert in seinem Aufsatz über „Familienuniversitäten und Universitätsfamilien im Alten Reich“ eindrucksvoll das hergebrachte Stereotyp von der Beeinträchtigung der universitären Qualität durch die professoralen Familienverbände der Frühen Neuzeit. Dagegen arbeitet er die Prägung der Bildungslandschaft durch Gelehrtenfamilien wie Osiander in Tübingen, Carpzov in Leipzig und Wittenberg, Dysing-Goeddaeus in Marburg und Schramm-Schultens in Herborn heraus. Daniela Siebe lenkt den Blick wiederum auf Jena und analysiert die Handlungsspielräume zwischen universitärer Autonomie und landesherrlichen Interessen bei Berufungsverfahren in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Für die mitteldeutsche Universitätsgeschichte ist schließlich auf den Beitrag von Stefan Wallentin hinzuweisen: Er beschäftigt sich mit Reformdiskussionen und -prozessen an der Universität Jena, die nicht zuletzt durch die erfolgreichen Neugründungen in Halle und Göttingen angestoßen worden waren, und arbeitet – ebenfalls entgegen einem hergebrachten Stereotyp – die durchaus vorhandene Reformbereitschaft der Universität zu Beginn des 18. Jahrhunderts heraus.

Schließlich ist hinzuweisen auf drei Beiträge, die sich zwar nicht dezidiert mitteldeutschen Fallbeispielen widmen, aber bildungsgeschichtlich wichtige Fragestellungen behandeln: So der Aufsatz von Carsten Lind über Gießener Universitätsverwandte – also das nicht-akademische Personal von Pedellen, Verwaltern, Buchdruckern und Apothekern bis hin zum Reitlehrer –, der Aufsatz von Sabine Holtz über die Funktionen und Aufgaben der Universität Tübingen als württembergische Landesuniversität und der Aufsatz von Eva-Marie Felschow über landesherrliche Berufsungs- und Reformpolitik an der Universität Gießen.

Insgesamt bietet der Band durch die in ihm versammelten Beiträge einen multiperspektivischen Zugang zum Phänomen der frühneuzeitlichen Universität. Quantitativ-statistische, qualitativ-kulturgeschichtliche, personen- und institutionengeschichtliche Sichtweisen werfen vielschichtige Fragestellungen auf, die nicht nur für die Jenaer Universitätsgeschichte mögliche Wege weiterer Forschungen deutlich machen.

Gregor Maier

MANFRED LINCK: Stadt und Militär im Spätmittelalter. Die militärische Macht der mitteldeutschen Städte zur Zeit der Hussitenkriege (Forum Moderne Militärgeschichte, Bd. 11), Berlin Verlag Dr. Köster 2017, 174 S., mit Karten u. Abb.

Bei vorliegendem Buch handelt es sich um die erweiterte Fassung der Masterarbeit, mit welcher der Verfasser an der Universität Halle 2017 sein Geschichtsstudium abschloss. Manfred Linck verweist eingangs darauf, dass der heute durch die mentale Ost-West-Grenze immer noch geteilt erscheinende mitteldeutsche Raum von Hameln bis Zerbst, von Braunschweig bis Erfurt, einst eine gemeinsame Region bildete, in welcher die Städte im Spätmittelalter aus rein praktischen Erwägungen politisch und militärisch eng zusammenwirkten. Gleichzeitig bildeten die Städte dieser Region ein in seiner Bedeutung aus vielerlei Gründen beständig wachsendes militärisches Potential aus, welches man bei den Stadt- und Landesherren sowie im ganzen Deutschen Reich aus sehr verständlichen und gewichtigen Gründen beständig in Anspruch nahm. Linck verweist hier namentlich auf die Hussitenkriege, ausgehend vom nahebei gelegenen Böhmen, welche eine Kräfteanspannung der Städte unter weiterer Ausbildung ihres militärischen Potentials bedingten. Hier ging es häufig um die Artillerie, denn nur den Städten mit ihren einschlägigen handwerklichen Traditionen und mit ihrer großen Finanzkraft gelang es, sich eine sehr ernst zu nehmende Artillerie zuzulegen. Kanonen und Mörser waren nämlich teuer, und ihre Herstellung und praktische Anwendung verlangte beachtliches Know-how, das keineswegs überall verfügbar war. Der kleine Adelige konnte sich derartiges nicht leisten und die meisten, ansonsten mächtigen Stadtherren und Landesfürsten ebenfalls nicht. Deshalb wurden Städte oft gebeten, ihr Geschütz befreundeten Hochadeligen oder Landesherren zu militärischen Zwecken zu „borgen“, auch wenn das manchmal mit dem Totalverlust der verborgten Waffen endete. Der Bundeswehroberstleutnant d. R. Manfred Linck räumt mit dem praktischen Blick des altgedienten Militärs in seinem Buch mit mancherlei Legenden auf, die sich bezüglich des Gebrauchs militärischer Gewalt im Spätmittelalter in die Forschungsliteratur eingeschlichen haben und sich alsdann von einem Autor zum anderen fortschleppen. Das fängt mit Altmeister Hans Delbrück und dessen „Geschichte der Kriegskunst an“, wobei Linck Delbrücks Behauptung über das 15. Jahrhundert als einer militärhistorisch dumpfen Zeit, gekennzeichnet vor allem durch den Niedergang des Rittertums, absolut nicht teilen kann. Gleichfalls kann er Behauptungen wie die der zeitgenössischen Historikerin Beate Sauerbrey über den angeblichen Verfall der Wehrmoral des Stadtbürgertums im 15. Jahrhundert nicht richtig heißen, weil er anhand der Quellen das Gegenteil konstatieren musste. Eine wahre Erleuchtung sind indessen die Abschnitte im Buch, in welchen sich der seit längerem mit diesem Problem beschäftigende Linck mit der Entwicklung der Stadtbefestigung im 15. Jahrhundert unter Einfluss der Entwicklung der Feuerwaffen auseinandersetzt. Bestanden städtische Befestigungen bislang nur aus schlichten Ringmauern oder gar nur Palisaden, allenfalls ergänzt durch einige Beobachtungstürmchen, so baute man jetzt neben breiten Gräben mächtige Torbefestigungen und Türme an der Stadtbefestigung, welche direkten Kampfzwecken dienten. Linck räumt mit der alten, häufig falschen Behauptung auf, Städte hätten im Spätmittelalter zumeist untereinander koalitiert und eine latente Abneigung zum Bündnis mit weltlichen und geistlichen Feudalherren gehabt. Die mitteldeutschen Städte handelten hier wesentlich pragmatischer, als mancher Historiker heute glauben möchte. Zudem waren die Städte neben ihrem, sehr fragten, artilleristischen Potential auch wegen der vielen städtischen Schützen (sowohl mit Hakenbüchsen als auch Armbrüste ausgerüstet) als Bündnispartner sehr gefragt. Daneben waren die spätmittelalterlichen Kämpfe trotz des mitunter erschreckenden aufgebotenen Waffenpotentials so blutig nicht, wie der Verfasser anhand konkreter Verlustzahlen angeben kann. Auch wenn es heutige Historienfilme völlig anders suggerieren – Schilde spielten bei der Bewaffnung des städtischen Aufgebots eine mehr als untergeordnete Rolle, während man bei den stetigen und gründlichen Kontrollen der Bürger immer darauf achtete, dass deren Blank- und Schusswaffen sowohl einsatzbereit wie auch auf dem nötigen technischen Entwicklungsstand waren. Weil Manfred Linck die Arbeit in den verschiedensten städtischen Archiven (z. B. in Aschersleben, Erfurt, Goslar, Göttingen, Halberstadt, Halle, Helmstedt, Hildesheim, Magdeburg, Merseburg, Mühlhausen, Naumburg, Northeim, Quedlinburg, Zeitz und Zerbst) nicht scheute, kommen seine Aussagen und Thesen stets kompetent und quellenmäßig belegt einher. Lobenswert sind gleichfalls die in verschiedenen

nützlichen Anhängen eingebrachten Belege über den Artilleriebesitz und Artilleriegebrauch der mitteldeutschen Städte im 15. Jahrhundert und über deren gesamtes, städtisches Wehrpotential. Es wäre folglich zu wünschen, dass diese eine gesamte deutsche Region umfassenden militärhistorischen Untersuchungen durch die emsige Arbeit von Stadt- und Lokalhistorikern vor Ort überprüft, bestätigt bzw. erweitert werden. Dazu ruft übrigens der Verfasser ausdrücklich in seinem Buch auf, denn ein einzelner allein kann binnen weniger Jahre diese Arbeit natürlich nicht leisten.

In einer Frage möchte der Rezensent allerdings Manfred Linck widersprechen. Linck hält die Entstehung der städtischen Schützengesellschaften für relativ gut erforscht und betrachtet die vorliegende Literatur dazu als ausreichend (S. 20 ff und S. 100). Der Rezensent, welcher selbst dazu forschte („Baltische Studien“ Bd. 101, 2015 S. 109-160), glaubt dagegen, dass hier noch sehr viel zu tun ist und gerade die Ursachen der Entstehung der Schützengilden verkannt werden. Gemeinsam mit Manfred Linck ist er der Auffassung, dass die Entstehung der Schützengilden nur im engen Zusammenhang mit der Erfüllung militärischer Funktionen durch die Städte gesehen werden kann, was allerdings im bislang grundlegenden Werk über die Entstehung der städtischen Schützengilden, der Dissertation von Theo Reintges: „Ursprung und Wesen der spätmittelalterlichen Schützengilden“, Bonn 1963, schlichtweg verneint wird. Reintges sieht nämlich die Freude am Schützenspiel und am Schießen als grundlegende Ursache der Herausbildung der städtischen Schützengilden an.

Ohne Zweifel hat Manfred Linck mit vorliegendem Werk einen gewichtigen Beitrag zur Erforschung des spätmittelalterlichen militärischen Potentials deutscher Städte geleistet und zugleich die Richtungen künftiger Forschung angezeigt.

Jürgen W. Schmidt

ANKE JOHN (Hg.): Köpfe. Institutionen. Bereiche. Mecklenburgische Landes- und Regionalgeschichte seit dem 19. Jahrhundert (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Mecklenburg, R. B, N. F., Schriften zur mecklenburgischen Geschichte 5), Lübeck Verlag Schmidt-Römhild 2016, 276 S., mit Abb.

Erfreulich schnell hat die Historische Kommission für Mecklenburg nur ein Jahr nach ihrer in der Aula der Universität Rostock abgehaltenen Tagung vom 20./21. November 2015 die daraus entstandene Dokumentation im Druck vorgelegt. Zwei Jubiläen boten den Anlass für diese Veranstaltung – die Gründung des Historischen Seminars an der mecklenburgischen Landesuniversität 150 Jahre zuvor sowie die Wiedergründung der Historischen Kommission für Mecklenburg 25 Jahre zuvor. Trotz der Brüche, die die landesgeschichtliche Forschung in Mecklenburg vor allem in der Mitte und in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erleben musste, kann diese traditionsreiche Landschaft zwischen Ostsee und der Mark Brandenburg, zwischen Schleswig-Holstein und Pommern auf ein reiches historiographisches Erbe zurückblicken, das phasenweise im 19. und 20. Jahrhundert eine bemerkenswerte Blüte erlebte.

Die Beiträge dieses Bandes verdeutlichen sehr unterschiedliche Zugänge, kommen teils aus der vergleichenden Landesgeschichte, aus den Historischen Hilfswissenschaften, aus der Kunstgeschichte; teils tragen sie prosopographischen Charakter, beleuchten die Inszenierung von landesgeschichtlichen Schlüsselereignissen aus kunsthistorischer Perspektive, widmen sich der Geschichtsrezeption und -vermittlung in den sehr verschiedenen politischen Systemen zwischen Monarchie, Weimarer Republik, der Zeit des Nationalsozialismus, der anschließenden sowjetischen Besatzung und in der DDR sowie schließlich auch nach 1990. Hier hat die Herausgeberin, eine heute in Jena tätige Geschichtsdidaktikerin, die Bedeutung von Lokal-, Regional- und Landesgeschichte in den Lehrplänen des Landes Mecklenburg-Vorpommern eingehend analysiert.

Mit besonderem Gewinn liest man den Beitrag von Enno Bünz, der den Lehrstuhl für sächsische Landesgeschichte in Leipzig innehat, zur deutschen Landesgeschichtsforschung im 19. und 20. Jahrhundert, in dem er die mecklenburgischen Entwicklungsstränge und Besonderheiten in eine fundierte Übersicht einbettet. Dabei spart er nicht mit deutlichen Hinweisen zu den seit geraumer Zeit unverkennbaren Krisenerscheinungen hinsichtlich der akademischen Verankerung der auf die Geschichte einzelner Territorien ausgerichteten Teildisziplin im gesamten deutschen Sprachraum, benennt aber auch ihre Chancen. Denn was wäre manche hochgelobte Verflechtungsgeschichte in Zeiten des „spatial turns“ ohne die Kärnerarbeit auf regionaler Ebene, ohne die es weder eine breite Quellenerschließung noch belastbare neue Fragestellungen gäbe. Gerade die mecklenburgische Landesuniversität in Rostock und ihre östliche Nachbarin für Pommern in Greifswald sind traurige Beispiele dafür, wie die eine es nicht vermochte, eine landesgeschichtliche Professur zu begründen und die andere sie bereits nach nicht einmal zwei Jahrzehnten wieder preisgab. Die Geringschätzung der Historikerzunft an beiden Standorten für die Landesgeschichte ist dafür in erheblichem Maße verantwortlich und die daraus resultierenden Folgen für das Land Mecklenburg-Vorpommern, angefangen von einer katastrophalen Entwicklung der Archivsituation bis hin zu einer gravierenden Orientierungslosigkeit in Identitätsfragen in beiden Landesteilen waren in den letzten 25 Jahren kein Ruhmesblatt für die Philosophischen Fakultäten in Rostock und Greifswald sowie das Bildungsministerium in Schwerin.

Ernst Münch ordnet die Etappen und Probleme der zurückliegenden knapp zwei Jahrhunderte mecklenburgischer Landesgeschichtsschreibung in einem soliden Überblick, dessen Quellenbasis beeindruckt. Karsten Schröder porträtiert in seinem Beitrag Friedrich Bachmann, einen Lehrer und Pfarrer, der 1889 die erste landeskundliche Bibliographie für Mecklenburg publizierte. Diese auf eine Zettelsammlung zurückgehende Literaturübersicht verstand Bachmann für das Gebiet seiner engeren Heimat als eine vorbereitende Zuarbeit für die auf dem 2. Deutschen Geographentag in Halle von der Central-Commission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland, dem Vorläufer der heutigen Deutschen Akademie für Landeskunde, initiierte geographisch-landeskundliche Darstellung für das deutschsprachige Mitteleuropa.

Am Beispiel eines leider bereits 1865, nur wenige Jahre nach seiner Entstehung, durch einen

Brand verloren gegangenen Schweriner Gemäldezyklus' zu herausragenden Ereignissen und bedeutenden Persönlichkeiten der mecklenburgischen Geschichte sowie eines bis heute bewahrten Kolossalgemäldes von Theodor Schloepke aus dem Jahre 1857 zum Tod Niklots, des Stammvaters des mecklenburgischen Fürstenhauses, zeigt Jakob Schwichtenberg anschaulich, wie Historiengemälde im 19. Jahrhundert nicht zuletzt von ihren dynastischen Auftraggebern hinsichtlich des Sujets beeinflusst wurden, darüber hinaus aber bereits umfangreich die noch frischen Erkenntnisse aus der Erforschung der vaterländischen Altertümer bis in die Details der Darstellung von Waffen und Rüstungen rezipiert wurden.

Bernd Kastens systematische Untersuchung zur Repräsentation von landesgeschichtlichen Themen in den mecklenburgischen Schulbüchern zwischen 1830 und 1918 vermittelt eine Idee davon, wie schwierig es auch damals schon gewesen ist, überhaupt einen regionalen Bezug in den Unterricht zu integrieren, passte dieser doch nur bedingt in das große Ganze, d. h. eine nationale Sicht auf die Geschichte. Liest man dazu am Ende des Bandes Anke Johns Ausführungen zur aktuellen Situation in Mecklenburg-Vorpommern und in anderen Ländern der Bundesrepublik, wo schon wieder mit dem Hinweis auf die Globalisierung das Regionale in der schulischen Vermittlung unter Rechtfertigungsdruck gerät, so sind gewisse Parallelen in der Argumentation nur schwer zu verkennen.

Als eine gelungene Gegenüberstellung können die zeitgeschichtlichen Betrachtungen zur Erforschung der mecklenburgischen Geschichte in der DDR und in der Bundesrepublik von Matthias Manke und Niklot Klüßendorf gelten. Matthias Manke zeigt, wie es trotz der nach 1945 in Mecklenburg für knapp viereinhalb Jahrzehnte abreißen Traditionen u. a. des landesgeschichtlichen Vereins und der Historischen Kommission dank der damals noch starken Stellung des Staatsarchivs Schwerin sowie der Universität Rostock möglich war, eine gewisse Kontinuität der wissenschaftlichen Forschung zu gewährleisten. Mit der Rostocker Schule der Agrarhistoriker, ähnlich wie in Greifswald mit den Hansehistorikern, konnten sogar eigene methodische Akzente gesetzt werden. Niklot Klüßendorf gibt aus eigenem Erleben mit seinen sehr persönlich gehaltenen Schilderungen der Marburger Institutionen (und der Stiftung Mecklenburg in Ratzeburg) einen lesenswerten Einblick in die Realität der mecklenburgischen Historiker, die mühsam in den westlichen Besatzungszonen bzw. nachfolgend in der Bundesrepublik versuchten, Fuß zu fassen und häufig in der DDR vor große, ideologisch bedingte, teils unüberwindliche Schwierigkeiten bei ihren Recherchen gestellt waren. Ähnlich wie in Pommern konnten auch in Mecklenburg die „Exilanten“ aus dem Westen 1989/90 eine tatkräftige Hilfe für die Restituierung von landesgeschichtlichem Verein und Historischer Kommission in ihrer angestammten Heimat geben.

Ein kleines Meisterstück historiographischer Forschung verdanken wir Torsten Fried, der die Beziehungen des renommierten Berliner Numismatikers Arthur Suhle zum Schweriner Münzkabinett in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg darstellt und dabei die häufig bedrückenden Rahmenbedingungen für wissenschaftliche Arbeit in der DDR rekonstruiert. Aufgrund der Querverbindungen zwischen den Münzsammlungen in Gotha, Leipzig, Dresden, Berlin und Schwerin darf dieser Beitrag auch überregional auf einiges Interesse hoffen.

Florian Ostrop widmet sich in seinem Beitrag der Geschichtswerkstatt Rostock, die für die zeitgeschichtliche Forschung in Mecklenburg-Vorpommern nach 1990 von großer Bedeutung war und auch weiterhin ist. Ihre Aktivitäten, angefangen bei einer eigenen Zeitschrift bis hin zu ungewöhnlichen Veranstaltungsformaten fernab des üblichen akademischen Tagungsgebarens hat zumindest in Rostock eine gewisse Breitenarbeit befördert. Andererseits hat das Modell Geschichtswerkstatt, das eher aus einem urbanen Kontext stammt, die traditionellen Geschichtsvereine, die sich in Mecklenburg und Vorpommern nach 1990 wieder sehr erfolgreich etablieren konnten, nicht überflüssig gemacht.

Wolf Karge macht sich die Mühe, die sehr unterschiedlichen Voraussetzungen für das Aufgreifen landesgeschichtlicher Aspekte in der Museumsarbeit in den Bezirken Neubrandenburg, Rostock und Schwerin während der DDR-Zeit zu analysieren und einen Ausblick auf die jüngste Entwicklung nach dem Mauerfall für das Land Mecklenburg-Vorpommern zu geben. Während es

dank der Unterstützung des Bundes in Greifswald zwar gelungen ist, ein Pommersches Landesmuseum zu etablieren, ist Mecklenburg weiterhin ohne ein eigenes Landesmuseum, wenn man einmal von dem Feigenblatt eines Virtuellen Landesmuseums Mecklenburg absieht, wie es seit 2014 im Netz zu finden ist. Zwar hat die Landesregierung Mecklenburg-Vorpommern erhebliche Mittel in die Restaurierung und den Unterhalt der ehemals landesherrlichen Schlösser auf mecklenburgischer Seite gesteckt sowie mittlerweile die während der deutschen Teilung in Ratzeburg befindliche Stiftung Mecklenburg übernommen, aber den Wert und die Bedeutung eines Landesmuseums für Mecklenburg nach der Landesausstellung von 1995 zur 1000-Jahrfeier Mecklenburgs im Güstrower Schloss immer noch nicht erkannt. Ähnlich wie andere Autoren dieses Bandes ist es Wolf Karge hoch anzurechnen, dass er den Dualismus in der mecklenburgischen Geschichte klar benennt. Über lange Zeiträume war dieses Territorium aufgrund von Landesteilungen in zwei Teilherzogtümer, später zwei Großherzogtümer, schließlich zwei Freistaaten gespalten, bis die tiefgreifenden Veränderungen infolge der Zwangsvereinigung beider Mecklenburg 1933 zu einer schrittweisen Eliminierung der reichhaltigen Strelitzer Kultureinrichtungen führte. Der Brand des Neustrelitzer Schlosses 1945 mit verheerenden Bestandsverlusten, u. a. im Museum, bildete hier einen traurigen Höhepunkt, von dem sich das östliche Mecklenburg bis zum heutigen Tag nicht erholt hat. Mecklenburg ist seither noch mehr auf Schwerin (und Rostock) fixiert. Neubrandenburg, das mit der Einführung der Bezirksstrukturen in der jungen DDR die Funktion von Neustrelitz für das östliche Mecklenburg und von Stettin für das südliche Vorpommern übernehmen sollte, hat in den folgenden Jahrzehnten in kultureller Hinsicht nur eine eher bescheidene Strahlkraft entwickelt.

Wer verstehen möchte, wie in Mecklenburg in den zurückliegenden beiden Jahrhunderten die landesgeschichtliche Forschung und die Vermittlung der dabei gewonnenen Erkenntnisse an die breite Öffentlichkeit, in den Schulen und Hochschulen organisiert wurde, wird für diesen gut redigierten Sammelband dankbar sein. Am mecklenburgischen Beispiel werden die Konjunkturen, die Defizite, die Irrwege und die Hemmnisse einer wichtigen Teildisziplin der Geschichtswissenschaft bis in unsere Tage anschaulich herausgearbeitet und immer wieder die Akteure ins Blickfeld gerückt.

Haik Thomas Porada

„NICHT ZUM FRESSEN, NICHT ZUM SAUFEN, SONDERN WEISHEIT EINZUKAUFEN...“ Hallesche Universitätsgeschichte in Stammbüchern. Begleitbuch zur Ausstellung im Halloren- und Salinemuseum Halle (Saale) vom 17. November 2017 bis 14. Januar 2018, hg. v. Anke Berghaus-Sprengel, Halle (Saale), Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt, Wettin-Löbejün Verlag Janos Stekovic 2017, 144 S., mit Abb.

Längst haben Ausstellungspublikationen ihren Katalogcharakter gesprengt und sind zu Begleitbüchern geworden, die die jeweiligen Präsentationen nicht nur für das Gedächtnis bewahren, sondern diese auch sinnvoll ergänzen und bereichern. Der vorliegende Titel ist hierzu ein anschauliches Beispiel. Der Ankauf der beachtlichen Sammlung hallescher Studentenstammbücher von Dr. Hans Stula (Hannover) durch die Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt in Halle gab den Anlass, dieses reizvolle, doch nur wenig bekannte Sammelgebiet einmal in einer Ausstellung einer größeren Öffentlichkeit bekannt zu machen. Immerhin besitzt die ULB mit etwa 280 Exemplaren eine ansehnliche Sammlung, deren Vorzug zudem darin besteht, einen Zeitraum von fast vier Jahrhunderten zu umfassen. Diese Stammbücher, von Anbeginn zielgerichtet gesammelt, spiegeln schwerpunktmäßig das studentische Universitätsleben von Halle und Wittenberg wider. Auch aus dem Stadtarchiv Halle, das innerhalb seiner Sammlungen über etwa dreißig, darunter stadtgeschichtlich sehr wertvolle Studentenstammbücher verfügt, wurden in dieser Ausstellung Exponate gezeigt.

Schon allein das Durchblättern des mit reichlich Abbildungen versehenen und im bevorzugten Querformat der alten Stammbücher gestalteten Bandes, dessen Beiträge und die Katalogbearbeitung nahezu ausschließlich in den Händen des Ausstellungskurators Dr. Walter Müller liegt, schafft ein zweites Erleben der bunten Exposition. Rund 120 Bildwiedergaben, auch faksimilierte Textstellen, von insgesamt 68 Exponaten vertiefen und ergänzen die Präsentation in den schützenden Vitrinen, die mit nur jeweils einer gezeigten doppelten Buchseite aufwarten kann und somit von vornherein begrenzt ist. So macht der gut ausgewählte reiche Bildteil diesen Band besonders wertvoll.

Die Textbeiträge Walter Müllers, immer wieder aufgelockert durch charakteristische Bildbeispiele, befassen sich eingehend mit der Kulturgeschichte des Stammbuches von seinen Anfängen im frühen 16. Jahrhundert, das dann seinen Höhepunkt als „Denkmal der Freundschaft“ oder „Album amicorum“ im 19. Jahrhundert bei den Studenten erlebt und mit den Poesialben der Neuzeit ausklingt. Im darauffolgenden Kapitel geht Müller gezielt auf die Geschichte der Stammbuchsammlung der ULB Sachsen-Anhalt ein und auf den Erwerb der Bestände seit der Universitätsgründung 1694. Er verweist auf die Übernahme bedeutender Bibliotheken, die Stammbücher enthielten, und auf die kontinuierlichen und gezielten Bemühungen um diese Sammlung, die besonders seit dem frühen 19. Jahrhundert einsetzten. Auch die Schwierigkeiten in der Neuzeit, vergebliche Ankaufsversuche im geteilten Deutschland oder auch Rückgabeverfügungen an Alteigentümer, kennzeichnen die bewegte Geschichte der Stammbuchsammlung, die mit dem Erwerb der 102 Stula-Bände 2016 einen vorläufigen Höhepunkt erfuhr.

An dieser Stelle sei besonders auf den verdienstvollen Sammler Hans Stula hingewiesen, der in diesem Band auch zu Wort kommt und über die Liebe zu seiner Geburtsstadt Halle und seine damit zusammenhängende Sammlungsmotivation berichtet. Dass die von ihm in Jahrzehnten zusammengetragenen Stammbücher nun nach Halle zurückgekehrt sind und dort der Forschung zur Verfügung stehen, erfüllt ihn mit freudiger Genugtuung.

In einem längeren Beitrag befasst sich Walter Müller mit den Eintragungen in den Stammbüchern der Ausstellung, vor allem mit denen des 18. und frühen 19. Jahrhunderts, und schlussfolgert, dass nicht das Studium und die Wissenschaft dabei im Mittelpunkt stehen, sondern der studentische Alltag mit seinen Freizeitfreuden und auch Problemen. Und er weist auch auf die häufigen Ergänzungen in den Stammbüchern hin, die ihre Eigner nach der Studien- und gemeinsam verbrachten Burschenzeit in diesen „Denkmälern der Freundschaft“ vorgenommen haben: biografische Fakten aus späteren Jahren, wie Beruf oder Familiengründung, oder auch Kreuze, die auf das Ableben eines Einträgers hinweisen. Das sind nicht nur Beweise einer oft lebenslang anhaltenden Freundschaft, sondern sie geben heute den Stammbüchern nicht selten einen hohen

dokumentarischen Wert und Ansatzpunkte für weitere Forschungsvorhaben. Auch die zahlreichen Einträge von Professoren, besonders in den früheren Stammbüchern des 18. Jahrhunderts sind dabei wertvolle Belege für die Universitätsgeschichte.

Ein interessantes und reizvolles Gebiet in den Stammbüchern ist ihr Bildschmuck, dem sich Walter Müller ganz besonders widmet. Da die Miniaturen in den Alben nur selten namentlich gekennzeichnet oder signiert sind, lassen sich die jeweiligen Bildschöpfer in den meisten Fällen kaum ermitteln. Umso verdienstvoller sind Müllers Bemühungen, durch stilistische Vergleiche und Kenntnisse von einigen der in der Laufzeit der Stammbücher in Halle nachweisbaren Künstler und ihrer Biographien Aufschlüsse zu gewinnen. Besonders bei regionalen Ansichten in der und um die Stadt zeigen sich hier Ansätze. Auch die Wirksamkeit einiger an der Universität ansässigen Universitätszeichenlehrer und -maler wird von ihm gründlich untersucht. Durch die Übernahme der Stula-Sammlung mit ihren zahlreichen wertvollen Halle-Bezügen, so Walter Müller, habe sich die Quellenlage deutlich verbessert und damit den „Weg zu einer zukünftigen umfassenden Untersuchung vorgezeichnet“.

Die abschließende gründliche, wissenschaftlich exakte Katalogisierung der in der Ausstellung gezeigten Exponate dürfte für diese Forschungen ein hoffnungsvoller Anfang sein. Hier kann sich der Betrachter noch einmal umfassend über die Laufzeit, die Eintragungsorte, über berühmte Inscribenten, den Bildschmuck und andere Fakten informieren. Neben der geplanten Digitalisierung des Gesamtbestandes der Sammlung in absehbarer Zeit besitzt man somit auch ein wertvolles Nachschlagewerk über die aufschlussreichen Erinnerungsdokumente, die in der ULB als ein ganz besonderer Sammlungsbestand bewahrt werden.

Ute Willer

ANGELIKA KÖNIGSEDER: Walter de Gruyter. Ein Wissenschaftsverlag im Nationalsozialismus, Tübingen Mohr Siebeck 2016, XI, 321 S., mit Abb.

Wissenschaftliche Studien, deren Titel mit „xx im Nationalsozialismus“ beginnen, betreiben häufig Institutionengeschichte oder widmen sich einzelnen, mehr oder minder herausgehobenen Akteuren der Jahre nach 1933. Das Verhalten von staatlichen Einrichtungen (genannt seien hier allein die Ministerien, die erst nach 1933 ins Leben gerufenen Behörden und NS-Parteidienststellen, aber auch die Kultureinrichtungen wie Bibliotheken, Archive und Museen) und deren Führungskräften zu analysieren, fördert in aller Regel eine ideologische Überzeugung der Verantwortlichen zu Tage, sich bewegend zwischen glühendem Eifer und desinteressierter Lethargie gegenüber den weltanschaulichen Zielen der Diktatur. Wie aber gestaltete sich der Nationalsozialismus – in den Mühen der Ebenen des Alltagsgeschäfts wie auch mittelfristig strategisch geplant – in einem privatwirtschaftlich agierenden Unternehmen, zumal einem solchen an der Nahtstelle zu Wissenschaft und Kultur, aber auch zu Ideologie und Indoktrination?

„Herbert Cram war kein Nazi“, habe es in den Nachkriegsjahren über den Patriarchen der Eigentümerfamilie geheißen – doch mit den Jahren wurden bei den Nachkommen des langjährigen Leiters des Berliner Wissenschaftsverlags de Gruyter die Zweifel größer, stieg das Bedürfnis, sich und anderen Klarheit zu verschaffen über die Geschäftspraktiken in den Jahren vor 1945. „Uns war klar“, so schreiben die Repräsentanten der Walter de Gruyter-Stiftung eingangs, „dass eine solche Forschungsarbeit Kompromittierendes, Verstörendes und Beschämendes, möglicherweise sogar Verbrecherisches zutage fördern würde. Aber wir haben immer gesagt: Wir wollen es wissen“. Zur Erzielung unbeeinflusster Ergebnisse beauftragte die gemeinnützige Walter de Gruyter-Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Forschung die einschlägig ausgewiesene Historikerin Angelika Königseder mit der Produktion einer Verlagsgeschichte, die womöglich in der Erkenntnis eines moralischen Desasters geendet hätte (früher nannte man derlei „Nestbeschmutzung“). Löblich ist es, eine solche, gänzlich unvoreingenommene und voraussetzungslose Untersuchung überhaupt zu veranlassen; zumal das Archiv des Verlags weder sortiert noch aufgearbeitet ist. Mit unerfreulichen Überraschungen war also durchaus zu rechnen. A. Königseders Studie basiert auf der gründlichen Auswertung weiter Teile des augenscheinlich vollständig überlieferten Firmenarchivs, das – zumindest scheint bei der Verfasserin dieser Eindruck nicht entstanden zu sein – in den Nachkriegsjahren nicht auf Unliebsames hin ‚gesäubert‘ worden zu sein scheint. Der Autorin standen mit dem Archiv, heute als Depositum des Verlags verwahrt in der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin, mithin Korrespondenzen, Gesprächsnotizen und Direktionssitzungsprotokolle zur Verfügung, die in jenen Jahren entstanden, als man sich vor dem Ende des „Dritten Reiches“ noch sehr sicher wähnte und kein Blatt vor den Mund nehmen musste. Authentischeres Material lässt sich kaum wünschen.

Die wohl zentrale Frage, ob denn Herbert Cram, Schwiegersohn des Firmengründers Walter de Gruyter, nun ‚ein Nazi‘ gewesen sei oder nicht, vermeidet A. Königseder auch nach 300 Seiten mit einem Ja oder Nein zu beantworten – aus gutem Grund. Denn es muss ein jeder Leser wohl für sich selbst entscheiden, ob man eine der ganz herausragenden Persönlichkeiten des wissenschaftlichen Verlagswesens als ‚Nazi‘ titulieren möchte oder auch nicht. Es fehlen hierfür schlicht die notwendigen Kriterien, überdies wird man zu sehr unterschiedlichen Einschätzungen gelangen, je nachdem, wie hoch man die Messlatte legen möchte. Herbert Cram, so arbeitet A. Königseder ebenso präzise wie überzeugend heraus, ließ sich in erster Linie, vielleicht sogar ausschließlich, von ökonomischen Erwägungen leiten. Der aktive Christ war als deutschnational Gesinnter alles andere als ein begeisterter Parteigänger, doch wollte er, nach den diffizilen Jahren der Weltwirtschaftskrise, dem Verlag (also den Mitarbeitern, den Gesellschaftern, nicht zuletzt sich selbst, aber auch dem Verlag als ‚traditionsreichem Kulturgut‘) zu neuer wirtschaftlicher Blüte verhelfen, so war eine Zusammenarbeit mit Staat und Partei unerlässlich. Wie gesagt: ob ein solches Arrangement mit der Diktatur aus einem Verleger einen ‚Nazi‘ macht, ist eine sehr persönliche Entscheidung. Angelika Königseder liefert eine Verlagsbiographie, die, stets klug abwägend, dem Leser reiches Argumentationsmaterial für vermutlich recht unterschiedliche Antworten an die Hand gibt.

Zwar legte de Gruyter auch während des „Dritten Reiches“ großen Wert darauf, sich als streng wissenschaftlicher Verlag zu positionieren (in der Tat wurden nur wenige von der NS-

Weltanschauung durchdrungene Werke publiziert, was die vergleichsweise geringe Zahl von nach 1945 verbotenen Titeln beweist), doch geschah diese Konzentration auf wertneutrale Forschungsergebnisse nicht unter ethischen, sondern unter monetären Aspekten. Selbst dort, wo die Herren der Verlagsleitung beteuern, der ‚Politik‘ (also der nationalsozialistischen Ideologie) entsagen zu wollen, ist die treibende Kraft zumeist die Renditeerwartung. Gegenüber dem Auswärtigen Amt, das bei de Gruyter eine (wohl propagandistische) Schriftenreihe verlegen wollte, macht Herbert Cram deutlich, man habe sich bislang von Politik völlig ferngehalten, um den Charakter des Wissenschaftsverlags zu wahren. So mutig dies zunächst klingt und von ferne an passiven Widerstand denken lässt: de Gruyter erwirtschaftete einen nicht geringen Teil seiner Gewinne im Ausland. Die Kündigung von Abonnements pseudowissenschaftlicher Zeitschriften mochte der Verlag aber nicht riskieren; die ausländische Leserschaft zahlte allein für fundierte und integrale Forschungsergebnisse ohne ‚braune Verbrämung‘. Möglicherweise wäre der Verlag zu größeren Konzessionen bereit gewesen, wäre sein Auslandsgeschäft, auf das es größte Rücksicht zu nehmen galt, nicht von solcher Bedeutung gewesen. Das Renommee im Ausland aber musste unbeschädigt bleiben, weshalb Cram einem engen Mitarbeiter des Reichsinnenministers einen Titel zur Aufnahme ins Verlagsprogramm mit der Begründung „Werturteile sind im Interesse der außenpolitischen Wirkung zu vermeiden“ (S. 51) versagte. Das wirtschaftliche Primat wird selbst bei der theologischen Sparte deutlich: theologische Werke waren bei Staat und Partei wenig gelitten, wer an ihrer Produktion partizipierte, wurde kritisch beargwöhnt – es sei denn, es handelte sich, wie bei den Titeln de Gruyters auf höchstem Niveau, um Werke, deren Auslandsabsatz Devisen nach Deutschland spülte.

Vom Ausbruch des Zweiten Weltkrieges profitierte der Verlag enorm. Zwar wurden das Verlagsgebäude wie auch Lagerhäuser und Bücher durch Bombardements schwer getroffen, doch erzeugte der Krieg für Teile der Verlagsproduktion eine neue, sehr rege Nachfrage. Zerstörte Bibliotheken und Buchhandlungen orderten Ersatzexemplare; vor allem verlangten die Gerichte und Verwaltungsbehörden in den von Deutschland okkupierten Ländern danach, mit vor allem juristischen Werken ausgestattet zu werden. Ein weiterer Gewinnbringer waren die „Frontbuchhandelsausgaben für die Wehrmacht“: Schachlehrbücher ebenso wie Titel, die der Fortbildung der Soldaten nach der Wiederaufnahme des Studiums im Frieden dienen sollten.

Der Verlag de Gruyter war erfolgreich – nicht zuletzt, weil er findig war, ideenreich und taktisch geschickt. Als man sich 1944 um Papierzuteilungen bemühen und die Notwendigkeit geplanter Publikationen unter Beweis stellen musste, argumentierte der Verlag, die Neuaufgabe einer „Klimakunde“ sei wichtig auch für die „militärische Wetterbestimmung“ (S. 153 f.).

Als 1944 zwei Drittel der deutschen Verlage geschlossen wurden, blieb de Gruyter unbehelligt. Denn man publizierte Frontausgaben, verfügte mit exportstarken Werken internationaler Bedeutung über ‚Devisenbringer‘, man hatte technische und naturwissenschaftliche Titel im Portfolio, die als kriegsrelevant galten und besaß zudem kein allzu theologisches Profil. ‚Alles richtig gemacht!‘, möchte man urteilen: aus unternehmerischer Warte. Ob freilich der Verlag, personifiziert in seinen ‚Entscheidern‘, eine moralische Verantwortung verletzte oder sich gar moralisch schuldig machte, steht auf einem anderen Blatt. Denn der Verlag wurde auch proaktiv tätig: er pflegte nicht allein beste Kontakte hinein in die maßgebenden – und förderungsrelevanten – Entscheidungsinstanzen der Reichsregierung, der Universitäten und der Akademien, sondern regte insbesondere juristische Buchprojekte auch aus Eigeninitiative an. Dass die Verfasser juristischer Kommentare mitunter Unrecht kommentierten, störte bei de Gruyter kaum. Vermutlich wird man auf dem Standpunkt gestanden haben, dass es sich um geltendes Recht handele – und Sorge nicht de Gruyter für den Kommentar, so besorge dies binnen kurzem die Konkurrenz.

Die Verlagsleitung, so wird immer wieder deutlich, mag es bedauert haben, sich peu à peu von Dutzenden deutscher Juden zu trennen – viele kannte man seit Jahren und Jahrzehnten, man war von ihrer wissenschaftlichen Exzellenz überzeugt und war ihnen womöglich auch persönlich verbunden. Doch ein Risiko mochte man ihretwegen nicht eingehen und schaltete sie in einem Akt der ökonomisch grundierten Vorzensur schon im Anfangsstadium der Projektplanung sukzessive aus. Herbert Cram nahm in den ersten Frühlingswochen des Jahres 1933 noch einen durchaus widerspenstigen Standpunkt ein. Noch hielt er in einem Gespräch mit dem NS-Betriebsrat des Hauses seinen jüdischen Autoren die Treue, doch alsbald erkannte Cram, dass es tunlich sein könne, keinen Argwohn zu erregen und jüdischen Verfassern die Mitarbeit aufzukündigen. Es ist A. Königseder zuzustimmen, dass neben der staatlichen Verfolgung auch eine privatwirtschaftliche

Ausgrenzung existierte, die, auf niedrigerem Niveau, auf ihre Opfer ebenfalls demütigend wirkte (S. 189).

Kaum etwas fürchtete die Verlagsleitung mehr als Aufsehen zu erregen, in dem etwa in der Tages- oder der Fachpresse der Name eines jüdischen de Gruyter-Autors mokant erörtert worden wäre. Und ebenso gefürchtet war ein Absinken des Auslandsmarktes. Wie sollte nun reagiert werden auf den Namen eines deutschen Juden auf dem Deckblatt eines juristischen Kommentars? Hier galt es zu lavieren, um das Ausland weder zu irritieren noch zu Stornierungen zu verleiten, dem staatlich sanktionierten Antisemitismus aber zugleich ebenfalls hinreichend Folge zu leisten. Das Taktieren verlief erfolgreich, aber es hatte seinen moralischen Preis (verhielt sich Cram auch vorbildlich gegenüber kaltgestellten Sozialdemokraten wie Paul Löbe und Adolf Grimme). De Gruyter war gewiss kein nationalsozialistischer Verlag und auch Herbert Cram war, so soll resümiert werden, kein nationalsozialistischer Verleger. Vielmehr war de Gruyter, so der treffende Untertitel des Buches, ein „Wissenschaftsverlag im Nationalsozialismus“ – mit sehr viel Profit, viel Schatten und auch ein wenig Licht. Angelika Königseder hat aus überreichlich vorhandenem Material ein inhaltlich überreiches Buch erstellt, das keinen Wunsch offenlässt.

Martin Hollender

VORTRÄGE ÜBER DIE ANFÄNGE DES PHILOSOPHISCHEN SEMINARS NACH 1945, hg. v. Regina Meyer, Halle (Saale) Medienwerker Halle GbR 2017 (Philosophisches Denken in Halle, IV. Abt.: Vorträge zur Entwicklung der Philosophischen Fakultät. Bd. 1, hg. v. Günter Schenk u. Regina Meyer i. Auftrag d. Hallischen Philosophischen Bibliothek e.V.), 177 S.

Die ursprünglich für drei Abteilungen konzipierte Reihe „Philosophisches Denken in Halle“ hat nach ihrem zeitweiligen Abschluss noch einen Zuwachs erhalten. War es deren ausgemachtes Ziel, „Philosophen und Philosophie aus Halle“ anhand ausgewählter Texte und Biographien von den Anfängen der halleschen Universität im Jahre 1694 bis zum Jahr 1950 „einem wesentlich breiteren Leserkreis in Erinnerung zu bringen“ und so „einen spezielleren Einblick in die mitteldeutsche Kulturgeschichte (ab 1694) zu ermöglichen“ (S. 5), stellt sich die vierte Abteilung die Aufgabe, einige Texte, die in den monatlichen Diskussionsrunden des Arbeitskreises Hallische Philosophische Bibliothek e.V. in Thesenform vorgestellt worden sind, in erweiterter Form zu publizieren. Ein zweiter Band, der sich geisteswissenschaftlichen Themen widmen soll, die in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts an der Philosophischen Fakultät zur Diskussion standen, ist in Vorbereitung.

Der vorliegende erste Band behandelt Fragestellungen, die sich aus der Neukonstituierung der Philosophischen Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg im Allgemeinen und des Philosophischen Seminars im Besonderen nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges notwendigerweise ergaben. Anhand des Wirkens von vier Persönlichkeiten, die in jener Zeit an der Universität tätig waren, verdeutlichen die Autoren die Situation, machen sie transparent. Die von der Sowjetischen Militäradministration regierte Besatzungszone konnte sich hinsichtlich ihrer Hochschulpolitik auf die bereits ab 30. April 1945, also noch vor der Beendigung des Weltkrieges, im Osten Deutschlands agierende ‚Gruppe Ulbricht‘ stützen. In einem Aufruf des von ihr dominierten Zentralkomitees der KPD vom 11. Juni 1945 waren zunächst durchaus bemerkenswerte Verlautbarungen zu vernehmen. Man wolle sich um die „Herstellung demokratischer Rechte und Freiheiten des Volkes“ bemühen, „die Wiederherstellung der Legalität der Gewerkschaften und der antifaschistischen Parteien“ in die Wege leiten und zur „Pflege eines wahrhaft demokratischen, fortschrittlichen und freiheitlichen Geistes in allen Schulen und Lehranstalten“ beitragen. Torsten Witt schildert die Nachkriegssituation am Philosophischen Seminar als Prozess einer allmählichen Abkehr der kommunistischen Protagonisten von ihren am 11. Juni 1945 publizierten Prinzipien. Dieser Prozess, der auch in Berufungsfragen erkennbar wird, endete mit der Durchsetzung marxistisch-leninistischer Positionen im philosophischen Unterricht und der Einführung des obligatorischen Gesellschaftlichen Grundstudiums für alle Studierenden gegen Ende der vierziger Jahre, das später, bis zum Ende der DDR, als Marxistisch-leninistisches Grundlagenstudium firmierte.

So entsprach es durchaus den anfänglich verkündeten Vorgaben der KPD, wenn mit Paul Menzer ein anerkannter Kant-Experte, der von den Nazis als politisch unzuverlässig eingestuft und schließlich 1938 aus Altersgründen emeritiert wurde, eine Professur an der wiedereröffneten Universität erhielt. Günter Schenk zeichnet den intellektuellen Lebensweg Menzers nach und geht ausführlich auf dessen Nachkriegsarbeit an der Universität ein, die immerhin bis zum Wintersemester 1948/49 andauerte – allerdings von Anbeginn an argwöhnisch betrachtet von Alt- und Neukommunisten im Lehrkörper und der Studentenschaft. Sie endete mit einem Kesselstreben seitens der SED-Studenten, die ihn schließlich zur Aufgabe seiner Lehrveranstaltungen zwangen.

Auch der Erziehungswissenschaftler Albert Reble, der sich um die Aufarbeitung der Geschichte der Pädagogik bleibende Verdienste erworben hatte, gehörte zu jenen bürgerlichen Professoren, die den Neuanfang der Universität gestalten sollten. Wolfram Kulig kennzeichnet ihn als einen Hochschullehrer, der anfangs durchaus Möglichkeiten erkannte, seine Vorstellungen einer pädagogischen Ausbildung an der Universität durchzusetzen. Allerdings sah er angesichts der ‚Sowjetisierung‘ des ostdeutschen Bildungswesens, die um 1948 einsetzte, dafür keine Möglichkeiten mehr, was ihn veranlasste, sich in Westdeutschland zu etablieren.

Regina Meyer entwirft anhand der Biographie von Georg Mende das Porträt eines im Stalinschen Sinne um ‚Säuberung‘ bedachten altkommunistischen Gegners der bürgerlichen Philosophie, der nicht nur Menzer, sondern eine ganze Reihe weiterer bürgerlicher Professoren zum

Opfer fielen. Er setzte sich maßgeblich dafür ein, dass an den Philosophischen Instituten der DDR der Marxismus-Leninismus als Grundlage für philosophisches Denken zu gelten hatte. Darüber hinaus lieferte er mit seiner Kritik an der Existenzphilosophie Maßstäbe für die beginnende Auseinandersetzung marxistisch-leninistischer Philosophen mit der bürgerlichen Philosophie.

Eine interessante Variante zu den eher biederen Marxisten-Leninisten Mendeschers Prägung liefert Christoph Jünke in Gestalt des deutsch-österreichischen Sozialphilosophen Leo Kofler, der nicht zu den ‚Aktivisten der ersten Stunde‘ beim Aufbau der Universität gehörte. Er hatte sich mit einer 1944 unter dem Titel „Die Wissenschaft von der Gesellschaft“ publizierten Schrift im linken Milieu bekannt gemacht. Der Autodidakt kam Ende September 1947 nach Halle und trat in die SED ein. Seine Schrift wurde als Dissertation und deren zweiter Teil wenige Monate später als Habilitation anerkannt. Im März 1948 erhielt er eine Professur für Geschichtsphilosophie, eine beispiellose Karriere schien ihren Anfang zu nehmen. Seine vorurteilsfreie kritische Haltung gegenüber der Parteibürokratie, die auch den später berüchtigten Politbürokraten Kurt Hager nicht verschonte, rief bald Gegner auf den Plan, die sich eifrig mühten, Material zusammenzutragen, das Koflers parteifeindliche Abweichungen belegen sollte: Der ‚Fall Kofler‘ erhielt seine ersten Konturen. Der Angegriffene wartete weitere Repressionen nicht ab, sondern setzte sich, einer möglichen Verhaftung zuvorkommend, in die BRD ab.

Fazit: Ein Buch, das anhand von Quellen- und Archivmaterialien erhellende Einblicke in ein düsteres Kapitel hallescher Universitätsgeschichte der Nachkriegszeit bietet. Ihnen ist zu entnehmen, dass das Philosophische Seminar offenbar zu den ersten universitären Einrichtungen gehörte, an denen relativ schnell und spektakulär mit der Sowjetisierung von Forschung und Lehre begonnen wurde. Interessant wäre ein Vergleich mit benachbarten Instituten an der Philosophischen Fakultät, den Philologien etwa oder der Geschichtswissenschaft, um nur einige zu nennen. Hier konnten, so jedenfalls drängt sich der Eindruck auf, bürgerliche Professoren noch bis weit in die fünfziger Jahre hinein ihre Positionen behaupten. Doch das ist eine Aufgabe, die von einer folgenden Publikation zu lösen ist.

Etwas mehr redaktionelle Sorgfalt wäre dem Buch zu wünschen gewesen. So hätte beispielsweise die unschöne Wiederholung eines langen Zitates auf den Seiten 79 f. vermieden werden können.

Hans-Joachim Kertscher

JAKOB BLEYMEHL: Beiträge zur Geschichte der utopischen und phantastischen Literatur, Nachdruck der Erstausgabe 1965 im Neusatz, hg. v. Dieter v. Reeken. Mit einem Vorwort von Gerhard W. Bleyemehl, Lüneburg Verlag Dieter v. Reeken 2014, 257 S., mit Abb.

Das vorliegende Werk erschien ursprünglich 1965 als Band 18 der Sammlung Antares, die von Jakob Bleyemehl (1908 Fürth/Saar–1975 Ottweiler/Saar) in den Jahren 1964 bis 1967 herausgegeben wurde. Bleyemehl war Autodidakt und hatte in jahrelanger Sammelarbeit die Materialien für diese Sammlung und für die Bibliographie zusammengetragen (Vorwort, S. 7 f.). In der Sammlung Antares erschienen ältere (Fontenelle, Schad, Voß) und neuere (Henne am Rhyn, Laßwitz) Utopica sowie Sammelbände von utopischen Erzählungen. Die Bände waren Kleinauflagen und in einem einfachen Vervielfältigungs(Spiritusumdruck)verfahren hergestellt.

Der Nachdruck der Bibliographie enthält in Teil I 17 Aufsätze. Sie haben zum Thema u. a. „Gottesstaat und Tausendjähriges Reich“, „Utopia“, „Robinsonaden und Felsenburg“, „Muspilli, Ragnarök“.

Nützlich ist die „Chronologie“ (S. 75-99), die mit biblischen Büchern beginnt und etwa mit dem Jahr 1948 endet. Teil II umfasst auf den Seiten 101 bis 251 die Bibliographie. Diese ist alphabetisch angeordnet und verzeichnet alte und neue Utopica überwiegend in Deutsch (neben belletristischen Werken auch gelegentlich Sekundärliteratur). Sie verzeichnet zahlreiche anonym erschienene Werke. Der Zeitraum reicht von der Antike bis ca. 1965. Hervorzuheben ist, dass der bibliographische Teil neu gesetzt ist, was die Lesbarkeit gegenüber der Originalausgabe verbessert. Der Wert dieses Nachdruckes besteht darin, dass ein älteres, nur schwer zugängliches Quellenwerk nun bequem zu benutzen ist.

Harro Kieser

REINHARD HAHN: Geschichte der mittelalterlichen deutschen Literatur Thüringens (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen. Kleine Reihe, Bd. 34), Köln, Weimar, Wien Böhlau Verlag 2012, 425 S.

WOLFGANG BECK: Deutsche Literatur des Mittelalters in Thüringen. Eine Überlieferungsgeschichte (Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur, Beih. 26), Stuttgart S. Hirzel Verlag 2017, 370 S.

Dass aus demselben Jenaer Universitätsinstitut recht kurz nacheinander zwei Monographien zur thüringischen Mittelalterliteratur erschienen sind, hat wohl auch seinen Grund in der großen Bedeutung dieser Landschaft für die deutsche Mittelalter-Literatur. Hinzu kommt das gewachsene Forschungsinteresse an regionaler Literaturgeschichte. Es ist verdienstvoll, dass das Institut für Germanistische Literaturwissenschaft der Friedrich-Schiller-Universität die auf Heinz Mettke und seine Mitarbeiter und Schüler gepflegte Tradition fortsetzt, Sprache und Literatur Thüringens in ihrer Entwicklung zu untersuchen (s. auch den Bericht „Forschungen zum Thüringischen“ im MJB 14/2007, S. 29-56).

Beim Vorliegen zweier thüringischer Literaturgeschichten ist ein Vergleich angebracht. Beide Verfasser schicken ihren Abhandlungen Überlegungen zu Sinn und Zweck einer regionalen Literaturbetrachtung voraus, wobei Wolfgang Beck sein Anliegen betont, „nicht das Wesen einer regionalen Literatur, sondern die empirische Existenzweise von Literatur in einer Region zu erforschen“ (S. 4), also die in Thüringen entstandene und rezipierte Literatur gleichermaßen zu behandeln. Auch Reinhard Hahn betont in seinem Einleitungskapitel, dass er die Kombination von produktions- und rezeptionsgeschichtlicher Perspektive für unerlässlich hält (S. 12). Für beide Verfasser ist mit gutem Grund die Schreibsprache des Textes maßgeblich, wobei mancher Text nur grob als „mitteldeutsch“ bestimmt werden kann. Es ist also ratsam, bei der Beschäftigung mit thüringischer Mittelalter-Literatur beide Werke heranzuziehen. Wo werden die Schwerpunkte unterschiedlich gesetzt?

Reinhard Hahn gliedert sein Werk chronologisch: „Frühzeit“ (von Weimarer Runeninschriften des 6. Jhs. bis zur religiösen und didaktischen Literatur des 12. Jhs.) – „Literatur im Umkreis des Landgrafenhofs“ („höfische“ Lyrik, Antikendichtung, Graf Rudolf, „Willehalm“ und andere Werke Wolframs, Artus-Epik, hier auch die bisweilen heftig diskutierte Frage eines mitteldeutschen „Erek“) – „Wandlungen vom Hoch- zum Spätmittelalter“ (Lyrik des Otto von Botenlauben, des Christan von Hamle, Heinrich von Kolmas u. a., Sangspruchdichtung, „Wartburgkrieg“, der „Jüngere Titurel“, Kleinepik und geistliche Literatur und Deutsch-Ordensliteratur) – „Spätmittelalter“ (hier wird eingangs gleich eingeräumt, dass bei den nun zu behandelnden Gattungen auch die vorausgehenden Jahrhunderte mit in den Blick zu nehmen sind: Geschichtsepik und Geschichtsschreibung wie die Christherre-Chronik, die Weltchronik des Jans von Wien u. a., die Chroniken des Eisenachers Johannes Rothe, aber auch die ursprünglich aus dem Rheinischen stammende Erzählung „Karl und Elegast“ und die wohl thüringischen Fassungen des Heldenepos „Rosengarten zu Worms“, geistliche und weltliche Spiele, Lieder mit politischem Inhalt wie Rosenbergs Lied von der Eroberung der Wachsenburg, juristisches und didaktisches Schrifttum).

Im Gegensatz dazu ist die Darstellung von Wolfgang Beck nach Gattungen bzw. Textsorten gegliedert: „Geistliche Texte“ – „Pragmatische Literatur“ – „Lieddichtung“ – „Großepik“ – „Kleinere Dichtungen in Reimpaaren“. Dass „geistliche Texte“ am Anfang stehen, ist auf Grund der vorrangigen Bedeutung und der Häufigkeit solcher Werke vollauf gerechtfertigt. Begonnen wird mit der Bibel, wobei nicht zwischen Bibelübersetzung und -dichtung getrennt wird; es folgt „geistliche Dichtung“ (Johannes Rothes „Passion“, die anonyme „Unterweisung zur Vollkommenheit“ u. a.), dann kommt „pragmatische Literatur“ („Reiseliteratur“, „Medizinisches“, „Naturkunde und Enzyklopädistik“, „Lehrhafte Dichtung“ und „Lehrhafte Prosa“), gefolgt von der „Lieddichtung“ (Minnesang, „Wartburgkrieg“ und „politische Ereignisdichtung“). Die „Großepik“ nimmt angesichts der Vielfalt der aufzuführenden Werke einen größeren Raum ein, denn es gehören etliche „Antikenromane“ und Vertreter des „Höfischen Romans“ dazu, aber auch die „deutsche Chanson de geste“ wie „Graf Rudolf“, Wolframs „Willehalm“, Pfaffe Konrads „Rolandslied“, eine thüringische Fassung von „Karl und Elegast“, außerdem „Heldenepik“ mit „Laurin“, „Rosengarten zu Worms“ u. a.). Zahlreich sind kleinere Reimpaardichtungen wie Mären (solche, deren

Entstehung in Thüringen wahrscheinlich ist wie „Rittertreue“, „Schampiflor“ oder zumindest anzunehmen ist wie Sibotes „Frauenzucht“ sowie solche, die im Thüringischen bestenfalls rezipiert worden sind wie „Die halbe Birne A“) und Minnereden.

Auf Einzelfragen kann hier nicht eingegangen werden. Becks Stoffgliederung bietet zweifellos die Möglichkeit, rasch zur Erkenntnis zu gelangen, dass alle wesentlichen Gattungen und Textsorten im mittelalterlichen Thüringen nachweisbar sind. Diese „überlieferungsgeschichtlich orientierte Darstellung mit dem Charakter eines Repertoriums“ kann „als Voraussetzung einer Literaturgeschichte Thüringens einer solchen die Materialbasis liefern“ (S. 271). Deshalb werden jetzt alle Texte nur kurz literaturgeschichtlich bewertet, aber das Vorkommen von Textzeugen in Thüringen wird aufgelistet, und der kodikologische Nachweis einschließlich der literaturgeschichtlichen und regionalsprachlichen Einordnung wird erbracht. Die einschlägige Fachliteratur ist an Ort und Stelle genannt. Da Kriterium für Aufnahme eines Textes die thüringische Schreibsprache ist, ist eine Übersicht über alle wesentlichen Merkmale im Vokalismus und Konsonantismus dieser Schreibsprache (mit detaillierten Literaturangaben) beigelegt. Mit einem ausführlichen Literaturverzeichnis sowie einem Handschriften-, Autoren- und Werkregister wird die Arbeit abgeschlossen.

Literaturverzeichnis sowie „Personen- und Werkregister“ enthält auch die Literaturgeschichte von Reinhard Hahn. Dessen Gliederung der Sekundärliteratur nach Kapiteln seiner Darstellung erschwert bisweilen das Aufsuchen eines Titels, zumal die Zuordnung nicht immer eindeutig zu treffen ist. Trotzdem ist auch diese Bibliographie hilfreich. Dass die im fünf Jahre später erschienenen Werk von Wolfgang Beck umfangreicher ist, liegt auf der Hand. Vollständigkeit war auch hier nicht beabsichtigt. Die Arbeiten zum Thüringischen von Heinz Mettke und seiner Schule sind im Werk von Reinhard Hahn umfangreicher aufgeführt, und die Untersuchungen von Claudia Spanily zur Erfurter Moralität fehlen in beiden Abhandlungen (Claudia Spanily: Der Mensch im Spannungsfeld guter und böser Kräfte in der „Erfurter Moralität“, in: Tugend und Affekte in der Philosophie, Literatur und Kunst der Renaissance, Münster 2002, S. 95-135; dies.: Affekte als Handlanger des Teufels und Mittler des Heils in der „Erfurter Moralität“, in: Ebda., S. 109-124; dies.: Die Repräsentanz der Welt in der „Erfurter Moralität“, in: Das Theater der Welt, Münster 2004, S. 137-158). Dies als Beispiele zum Auffüllen der Bibliographie.

Thüringen besitzt also das Privileg, über zwei sehr nützliche Darstellungen seiner Mittelalter-Literatur zu verfügen. Angesichts seiner Bedeutung als Literatur-Landschaft ist das begrüßenswert. Zur chronologisch angeordneten Abhandlung Reinhard Hahns ist in Rezensionen von Volker Honemann in der Zeitschrift für deutsches Altertum (Bd. 142/2013, S. 259-362), von Rudolf Bentzinger in der Zeitschrift für Germanistik (N. F. XXIII/2013, S. 154-156) und von Christoph Fasbender in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (Bd. 137/2015, S. 335-339) sowohl Anerkennendes als auch Weiterführendes gesagt worden: Manches könnte nun gründlicher und schärfer formuliert dargestellt werden, und wichtige Fachliteratur sollte hinzugefügt werden. Solche Hinweise schmälern nicht das Verdienst, in Einzelarbeit eine überaus nützliche Literaturgeschichte erarbeitet zu haben. Die von Volker Honemann empfohlene Neuausgabe auf Grund der Einarbeitung der Hinweise sollte in Angriff genommen werden. Die aus dem DFG-Projekt „Untersuchung zur Überlieferungsgeschichte deutscher Handschriften des Mittelalters aus dem hessisch-thüringischen Raum“ hervorgegangene Habilitationsschrift von Wolfgang Beck bietet eine deutlich erweiterte Materialbasis für eine Neuauflage einer Geschichte der mittelalterlichen Literatur Thüringens. Das Institut für Germanistische Literaturwissenschaft der Universität Jena wäre auf Grund seiner bisher erbrachten Leistungen am besten dazu berufen.

Rudolf Bentzinger

AXEL E. WALTER: Ernestine Voß. Eine Dichterin und Schriftstellerin der Spätaufklärung. Mit einer Edition ausgewählter Schriften (Voß-Materialien, Bd. 2), Eutin Johann-Heinrich-Voß-Gesellschaft 2016, 456 S.

Dieses umfangreiche Kompendium bietet zunächst die biographische, historische und literarische Einordnung von Ernestine Voß (1756–1834), der Ehefrau des aus Mecklenburg stammenden Dichters und Homer-Übersetzers Johann Heinrich Voß (1751–1826). Die Pfarrerstochter aus Meldorf/Holstein lernte ihren späteren Mann durch ihren Bruder kennen, den Dichter Heinrich Christian Boie (1744–1806), der wie Voß zum Göttinger Hainbund zählte. Ernestine Voß war Hausfrau und Mutter, wurde von ihrem Mann in literarischen Dingen beratend hinzugezogen, trat oft vermittelnd auf, schrieb Briefe und Gelegenheitsgedichte und publizierte auch eigene Schriften. Axel E. Walter hofft, „die Autorin Ernestine Voß auf den Platz in der deutschen Literaturgeschichte um 1800 führen zu können, der ihrem weiblichen Selbstverständnis, den individuellen Voraussetzungen wie Zwecken ihres Schreibens und den gesellschaftlichen Kontexten des literarischen Lebens ihrer Zeit gerecht wird“ (S. XII). Vor allem geht es um eine Überprüfung der bisherigen Forschung durch handschriftliches Material. Die im zweiten Teil des Bandes präsentierten Texte (fast 200 Seiten) sind nach den originalen Handschriften ediert worden; sie weisen zu den bekannten gedruckten Versionen teils erhebliche Abweichungen auf. Es handelt sich um „Mitteilungen aus dem Leben von Johann Heinrich Voß“ (1827–1831), die „Erinnerungen an Emilie Heins“ (1831) und die „Aufsätze“ einschließlich der Gedichte unterschiedlichen Datums (1837). Beigefügt sind ein Forschungsbericht, Erläuterungen und ein wissenschaftlicher Apparat samt Lesarten (im Fall der „Mitteilungen“ synoptisch strukturiert). Viele literarische Äußerungen von Ernestine Voß enthalten Ratschläge zur Mädchenerziehung; der Verfasser interpretiert sie textimmanent und im Kontext zeitgenössischer Bildungsdebatten. Ernestine Voß benutzte gängige, teils biblische Metaphern zu Pflichtbewusstsein, Selbstaufgabe und Unterordnung der Ehefrau, allerdings unterschwellig modifiziert durch die Prämisse des reflektierten gemeinsamen Wollens und Handelns der Ehepartner. Lektüre und Gespräch sowie ausgedehnte Briefwechsel gehörten für Ernestine Voß zum Alltag; Gelegenheitsgedichte in Hexametern waren ihr Beitrag zum Neuhumanismus der Epoche. Die Briefschreiberin Ernestine Voß bleibt in diesem Band bewusst ausgeklammert, doch wäre ein kurzer Blick auf Meta Klopstock (1728–1758) oder die Schwägerin Luise Meier-Boie (1746–1786) aufschlussreich gewesen für die Tradition weiblichen Schreibens in ihrem näheren Umfeld.

Zwar lebte die Familie Voß vorwiegend in Norddeutschland und ab 1805 in Heidelberg, doch gab es viele mitteldeutsche Bezüge – u. a. fand die Freundschaft mit Gleim in Halberstadt bei Ernestine Voß ihr poetisches Echo. Die Jahre in Jena (1802–1805), wo die Söhne studierten, hatten für sie einen besonders hohen Stellenwert, weil sie damals die persönliche Bekanntschaft der Dichter des klassischen Weimar machte. Ihr Sohn Heinrich (1779–1822) wurde von Goethe gefördert, lehrte 1804–1806 am Gymnasium in Weimar und stand auch Schiller nahe. Ernestine Voß selbst kommentierte rückblickend (1831) das Verhältnis ihres Mannes zu Schiller und Goethe und flocht eigene Erlebnisse mit ein (sie sah „Wilhelm Tell“ in Weimar 1804 an der Seite Schillers, vgl. S. 263). Die ausführlichere, hier erstmals publizierte Straßburger Handschrift wird synoptisch der durch Abraham Voß (1785–1847) bearbeiteten Druckfassung von 1833 gegenübergestellt. Zum engeren Freundeskreis der Heidelberger Zeit zählte die in Potsdam aufgewachsene Dichterin und Pädagogin Caroline Rudolphi (1753–1811), welche in Heidelberg eine anerkannte Mädchenschule leitete; ihrer Nachfolgerin Emilie Heins aus Hamburg widmete Ernestine Voß den bereits erwähnten Nachruf (hier nach der Straßburger Handschrift ediert). Viele Reisende suchten die verwitwete Ernestine Voß auf, darunter die Schwestern Bardua aus Ballenstedt, die damals in Berlin ansässig waren. Caroline Bardua (1781–1864) schuf 1827 ein Altersporträt von Ernestine Voß, das diesem Buch als farbiges Frontispiz vorangestellt ist. Für jeden, der sich mit der Persönlichkeit und den Schriften von Ernestine Voß auseinandersetzen möchte, bietet der Band anregende Erläuterungen und eine solide Textgrundlage. Zugleich handelt es sich um einen wichtigen Forschungsbeitrag. Das Register und das sorgfältige Quellen- und Literaturverzeichnis dürften nicht zuletzt auch für viele verwandte wissenschaftliche Fragestellungen hilfreich sein.

Petra Wilhelmy-Dollinger

HANS NADLER 1910–2005. Ein Leben in fünf Staatsordnungen. Ein Leben für die Sächsische Kulturlandschaft. Zusammengestellt v. Manfred Hammer, hg. v. Verein ländliche Bauwerte e.V., Dresden 2016, 260 S., mit Abb.

„Ehre das überlieferte Alte und schaffe Neues aus ihm“
(Hans Erlwein, 1905–1914 Stadtbaurat und Leiter des Hochbauamtes in Dresden)

Auf der Grundlage von Protokollen, Tagebuchaufzeichnungen, Briefen, Gesprächen und weiteren Recherchen zeichnet die Tochter des Hüters sächsischer Baudenkmale mit wohlthuender Genauigkeit das ereignisreiche Leben ihres Vaters in fünf Staatsordnungen nach. Schon als Schüler faszinierte Hans Nadler das Auffinden verwehter Spuren aus längst verklungenen Zeiten. Parallel zu seinem Studium der Architektur an der TH Dresden arbeitete er bereits bei der Denkmalpflege. Auf Grund seiner bauarchäologischen Untersuchungsergebnisse wurde er noch als Student in die Koldewey-Gesellschaft aufgenommen und später, nun dreißigjährig, kurz vor dem Einberufen zum Kriegsdienst, promoviert. Die Monographie wird bereichert durch 26 Erinnerungen von ehemaligen Kollegen, Schülern sowie ehrenamtlich tätigen Mitstreitern an das einstige Zusammenarbeiten mit der „Institution“ Professor Nadler, einem Denkmalpfleger von Geblüt. Bereits das Äußere dieses Buches ist ein Bekenntnis, da der Einband in Gestalt und Farbe dem der ersten Auflage von Fritz Löfflers Memento „Das Alte Dresden – Geschichte seiner Bauten“ (entstand auf Anregung und mit Unterstützung von Hans Nadler, Dresden 1955) auffallend ähnelt. Galt Löfflers Werk nach dem Krieg dem Erinnern an die Wegstrecke, die „dieser leuchtende Morgenstern“ bis zu seinem Verglühen durchlief, sowie an den einstigen barocken Glanz auf dem durchscheinenden „Goldgrund des Mittelalters“, so ist der vorliegende Quart-Band dem Arbeitsleben eines Mannes gewidmet, das dem behutsamen Bewahren des sichtbaren architektonisch-städtebaulichen sowie des unsichtbaren geistigen Erbes, einer steingewordenen Lebenshaltung gleichsam, verpflichtet war.

Es dürfte wohl kaum eine Epoche gegeben haben, in der die Aufgaben der Denkmalpflege so umfangreich und schwer zu erfassen waren, die machtpolitischen Entscheidungen so skrupellos getroffen wurden und die wirtschaftlichen Möglichkeiten so hoffnungslos gering waren, wie jene Jahre, in die die Amtszeit des 1949 berufenen Sächsischen Landeskonservators Hans Nadler fiel. Eine Zeit, in der der Denkmalpflege lediglich die Rolle der Cassandra zugebilligt wurde. Es gehörten Verantwortungsbewusstsein, Fachwissen, Mut, enorm viel Verhandlungsgeschick sowie ein auf gelassenem Weitblick beruhender Optimismus dazu, um unter den damals herrschenden Bedingungen das zu erreichen, was Hans Nadler gerade in dieser Zeit trotz alledem geschafft hat. Dabei war dem Denkmalpfleger nie daran gelegen, besondere bauliche Kostbarkeiten zu bevorzugen, sondern vielmehr stets daran, einen Zusammenklang in einem rhythmisch belebten Raumgefüge mit menschlichem Maßstab zu erhalten. Die Steine, die ihm dabei in den Weg gelegt wurden, sind nicht zu zählen. Der zutiefst bescheidene Arbeiter ertrug sogar Verleumdungen um der Sache Willen mit „an Demut grenzender Geduld“ und mit einer Portion trockenen Humors, wusste er doch, dass ein Verprellen des Gegenübers die Fronten nur weiter verhärtet hätte.

Glück empfand Hans Nadler in jenen Augenblicken, in denen es sich zeigte, dass Worten eine Macht gegeben war, die es vermochte, selbst starrköpfigen Funktionären den Wind aus den Segeln zu nehmen. Dadurch konnten bereits zum Abriss bestimmte Bauten erhalten bleiben und ihrer Bedeutung und architektonischen Aussage gemäß angemessen genutzt werden. Ebenso beglückt waren alle Beteiligten, wenn die ihnen durch die grundlegend veränderte Arbeitsmethode der Denkmalpflege abverlangte Konzentration und Geduld höchste Qualität schuf. Doch Glück, das wusste der Ehrenbürger vieler Städte und Hochdekorierte ebenso, ist niemals nur ein einzelner Moment, das ist etwas, was sich im Laufe eines unbeirrten, unter Verantwortung und Selbstzucht stehenden Lebens offenbart und beweist. Das ist die Freude am Erfüllen einer selbstauferlegten Aufgabe. In diesem Arbeitsleben fragte der Unermüdete nicht nach Feierabend, Urlaub und Ruhestand. Seinen Lehrverpflichtungen kam der Hochschullehrer, der 1910 in Dresden geboren wurde und an der TU Dresden Architektur studierte, bis zu seinem 85. Lebensjahr (er starb am 8. Oktober in Dresden) insbesondere mit seinen begehrten Exkursionen mit ungebrochener Begeisterungsfähigkeit nach und fuhr bis zu seinem Schlaganfall täglich ins „Amt“. Eine bewundernswürdige Leistung für einen, nach einer Schussverletzung körperlich schwer beeinträchtigten Menschen. Doch die Tätigkeit war für ihn keine Bürde, es war sein Lebensinhalt,

der Sinn seines Daseins. Als sein Hausarzt vom plötzlichen Tod seines Patienten erfuhr, sagte er erstaunt: „und wir haben geglaubt, der alte Nadler sei unsterblich“. Heute sind wir uns gewiss: Er ist es.

Bodo Brzóska

JOACHIM PENZEL: Ein Requiem in Stein. Die Neugestaltung des halleschen Stadtgottesackers durch Gegenwartskünstler, Halle Mitteldeutscher Verlag 2017, 151 S., mit Abb.

Zweifellos ist der hallesche Stadtgottesacker ein besonderes Architekturensemble nicht nur innerhalb der Frührenaissancebauten innerhalb der Stadt Halle, sondern in seiner Aufnahme der Idee des italienischen Camposanto auch für Deutschland und Europa. Durch seine großzügige Anlage auf den Fundamenten des verworfenen Baus des Bischofsschlusses auf dem Martinsberg schuf Bildhauermeister Nickel Hoffmann ab 1557 nicht bloß die Voraussetzung für eine jahrhundertelange Nutzung. Durch die fortdauernde künstlerische Bearbeitung der 94 flachen Arkadenbögen entstand auch eine immer weiter geführte Chronologie in Stein bis ins 18. Jahrhundert, die über die bloßen Personendaten hinausgehend etwas zum Zeitgeist der jeweiligen Epochen aussagt. Durch Bombenkrieg und die sozialistische Vernachlässigung ging ein Drittel der Bausubstanz und der künstlerischen Gestaltung rettungslos verloren. Durch private Initiative konnte der Verfall gestoppt und an einen Wiederaufbau gedacht werden.

Joachim Penzel stellt nun fast am Ende der Wiederherstellungsmaßnahmen die Arbeit der Künstler der Bauhütte Stadtgottesacker vor. Er zeigt die Gesamtwirkung und Korrespondenz zum erhaltenen historischen Material, als auch die Arbeiten im Detail ihrer unterschiedlichen Handschriften. Der Autor wandelt dabei gleichsam moderierend von Künstler zu Künstler über einen Ort des Sterbens, der Trauer und der Erinnerung und letzten Endes durch die Philosophie des ganzen Lebens, wie sie von Jahrhundert zu Jahrhundert in Stein gehauen wurde. Schon das Äußere des Buches mit seinen qualitätsvollen, großformatigen Schwarz-Weiß-Fotografien auf einem edlen festen Papier stimmt auf das Thema ein. Dazwischen erscheinen vier Doppelseiten mit Farbaufnahmen des Friedhofes zu vier Jahreszeiten bei unterschiedlichem Sonnenstand, gleichsam den ewigen Kreislauf der Natur von frühlinghaftem Erwachen, kräftigem Sommer, reifem Herbst in warmen Farben und dem kalten Schlaf des Winters oder des Todes widerspiegelnd. Das ist der unendliche Zyklus der Natur, der schon von den alten Völkern auf das menschliche Leben übertragen wurde, die im Tod einen Schlaf sahen und Trost und Freude in der Wiederkehr in Form der neuen Generationen fanden.

Schon auf den ersten Blick fällt auch auf, mit welcher scharfer Qualität und mit welcher Sachkunde in der Wahl der Details, des Lichtes und der Perspektive die Fotos von den Steinmetzarbeiten angefertigt wurden. Doch der kundige Blick des Kunstfotografen kann nur zur Geltung kommen, weil gediegenes Handwerk im wahrsten Sinne und künstlerisches Gespür für Komposition und Ästhetik abgebildet wird. Obwohl die strenge Arkadenarchitektur und die Vorgaben der alten Meister, aber auch die begrenzten Möglichkeiten des anzuwendenden Flachreliefs wenig Spielraum zu ließen, entschied man sich auf dem Stadtgottesacker nicht für die manieristische Wiederholung oder Nachahmung der alten Darstellungen, Motive oder ornamentalen Muster. Der mutige Schritt, fünf Künstlern das Vertrauen und die Freiheit zu geben, in jeweils eigener Handschrift und Interpretation das Thema Leben und Tod modern zu gestalten und damit die Chronologie in Stein ins 20. und 21. Jahrhundert fortzusetzen, wurde durch sehenswerte Kunstwerke gerechtfertigt. Sie sind unzweifelhaft modern, aber nicht modernistisch, sondern der Ästhetik verpflichtet. Sie enthalten Anspielungen und Symbole, die vielfältige Interpretationen, Gedanken und Gefühle zulassen, ohne symbolistisch oder rätselhaft zu sein. Sie stören nicht das Nebeneinander der verschiedenen Jahrhunderte, sondern passen sich harmonisch ein. Auch in hundert Jahren werden sie den Menschen noch etwas zu sagen haben, wenn unsere heutigen schnelllebigen Moden und Skurrilitäten längst vergessen sind.

Der Autor stellt kurz die verschiedenen Künstler vor und beschreibt vor allem ihre Steinmetzarbeiten, weist auf Besonderheiten und Ikonografie hin und lässt den Leser erleben, wie sich Details zum Einzelkunstwerk fügen und sich Verschiedenartiges zu einer großen Gesamtkomposition vereinigt. Die erklärenden Abschnitte ergänzen in ausgewogener Weise das fotografische Material, ohne es zu dominieren. Doch letzten Endes muss man das Werk mit eigenen Augen sehen und durchdenken oder sich einfach anregen lassen, über sich selbst und die Menschen nachzudenken. Doch bietet das Buch nicht nur denjenigen, denen es verwehrt ist, öfter nach Halle zu kommen, gründliche Anschauung, sondern auch gerade dem, welcher nach der Betrachtung vor Ort mehr erfahren möchte. Dankenswerter Weise wird im Anhang noch eine Systematik der

Arbeiten aufgestellt, da die einzelnen Künstler nicht fortlaufende benachbarte Bögen bearbeiteten, sondern nach Baufortschritt eben da, wo es gerade weiter ging. Das wird sicher nicht nur den Kunststudenten die Zuordnung erleichtern. Trotzdem ist das Buch keineswegs etwa als Museumskatalog aufzufassen. Es ist ein Buch der Anregung und der Aufforderung, ein Buch für Liebhaber oder Wissenschaftler, für Philosophen oder einfach für Menschen mitten im Leben.

Manfred Linck

BERND GÖBEL: Verschiedenes Hell. Ein Bildhauer in Deutschland, Halle (Saale) Mitteldeutscher Verlag 2017, 512 S., mit Abb.

„In der Ecke meiner Werkstatt hatte ich seit 1991 einen Aktenstoß wachsen lassen, Papiere aus der Zeit der neuen Hochschulstruktur, zum Teil Verlautbarungen und Gesetzesentwürfe, die ich selbst mit unterzeichnet hatte, in der Erwartung, es müßte noch einmal Einsicht genommen werden. Als die Idee entstand, mein Erlebtes nieder zu schreiben, dachte ich daß die unbedruckten Rückseiten dieses Aktenstoßes nun doch noch sinnvoll genutzt werden könnten. Handschriftlich schrieb ich nun mein bisheriges Leben auf zirka zweitausend dieser Seiten. Noch immer gibt es einen Rest, der nun wahrscheinlich entsorgt wird“. So geht eine von ungezählten Geschichten, die Bernd Göbel (*1942) in seiner Autobiografie erzählt. Es ist ein von keiner Gliederung unterbrochener, gleichsam atemlos fortgeschriebener, nicht-linear erzählter Bericht, in dem sich – ganz wie im richtigen Leben –Künstlerisches, Politisches und Privates untrennbar durchmischen.

Nach dem frühen Tod von Gerhard Lichtenfeld, dem von Bernd Göbel hoch verehrten Lehrer, wird dem jungen Bildhauer die Leitung der Bildhauerklasse der Kunsthochschule Burg Giebichenstein übertragen. Damit hat er ab 1978 „die Last der Nachfolge und mit ihr die Bewahrung der Tradition übernehmen müssen“. Das schreibt 1988 der Kunsthistoriker Heinz Schönemann und setzt fort: „Er steht diese Pflicht mit Konsequenz und Reife durch und bewahrt sich dennoch in seinem Werk alles nur ihm Eigene“. Dass das so ist, davon kann man sich in den drei Monografien zu den wichtigsten Betätigungsfeldern des Göbel'schen Schaffens – den Plastiken, den Medaillen und den Holzschnitten – ein Bild machen. Diese Bildbände sind ab 2012 ebenfalls im Mitteldeutschen Verlag erschienen. Besser ist es, sich Göbels Denkmäler, Brunnen und Figuren im Original anzusehen. Und dazu ist im öffentlichen Raum dauerhaft Gelegenheit: in Wernigerode, Dessau, Neubrandenburg, Arnstadt, Magdeburg, Eisenhüttenstadt, Aschersleben, Freiberg, Quedlinburg, Schkopau, Halberstadt, Merseburg [...] und eben auch in Halle an der Saale, wo Göbel seit seiner Studienzeit lebt und arbeitet.

Bernd Göbels Arbeiten entstehen in Wertschätzung für das Werk seiner Lehrer, Gustav Weidanz und Gerhard Lichtenfeld, und den an „der Burg favorisierten vier großen M (Maillol, Manzù, Marcks, Marini)“. Wer genauer wissen will, was und wer die künstlerischen, politischen und moralischen Überzeugungen des Bildhauers und Hochschullehrers geprägt haben, der lese diese erhellende Autobiografie. Er beschreibt darin auch die Entstehungsgeschichten und die zum Teil heftigen, auch öffentlich geführten, im Nachhinein absurd wirkenden Debatten um nicht wenige seiner Arbeiten für den öffentlichen Raum. Göbel hat früh Strategien entwickelt, um sich und seine Kunst vor politischer Vereinnahmung zu schützen. Auch dazu gibt es Zeit und Umstände beleuchtende Geschichten, wie die vom „Bequemen Stuhl“: Anfang der 1970er Jahre wollte das Mansfeld-Kombinat die Figur eines möglichst großen Kämpfers der Arbeiterklasse in der Nähe seines Werks aufstellen: „Sie hatten es sich in den Kopf gesetzt, ein Künstlerkollektiv damit zu beauftragen“. Natürlich wurde daraus nichts, jedenfalls nicht mit Göbel. Von dem bekamen sie einen nackten, dickbäuchigen auf seinem Stuhl fläzenden Mann mit Doppelkinn, der dem Parteisekretär des Kombinats schwer ähnelte. „Als die Figur wenig später auf der Kunstausstellung in Dresden als Bronzeuß gezeigt wurde, kaufte das Mansfeld-Kombinat die Plastik an, sie hatten gehofft, daß durch den Ankauf das Objekt aus der Welt geschafft wäre“.

Bei der Beschreibung von Begegnungen und Auseinandersetzungen mit ungeliebten Zeitgenossen folgt Göbel der Methode von Schlüsselromanen: keine Namen, erst recht nicht, wenn Äußerungen und Handlungen der Genannten kritisch bewertet werden. Wie auch immer sich das mit den Persönlichkeitsrechten der Betroffenen verhält – für das Verständnis von Zusammenhängen wären Kommentare eines Herausgebers hilfreich gewesen. So könnte der Leser erfahren, dass die „harmlose, kleine Galerie, für wenige Tage in einem Hof in Burgnähe ungenehmigt veranstaltet“ und sofort von der Staatsmacht zwangsgeschlossen, die des ein Jahr älteren Künstlers und Liedermachers Wasja Götze ist. Wer außer Eingeweihten weiß, dass mit dem „güldenem ‚Gefangenentransporter‘“ der sanierte, jetzt mit eloxierten Metallkassetten verkleidete Fünfziger-Jahre-Anbau an der Villa Steckner auf dem Campus Design der Hochschule am Neuwerk gemeint ist. Bernd Göbel beschreibt detailreich das 1962 entstandene, „Bildhaueratelier“ genannte, kleinformartige Ölbild von Albert Ebert – nicht jeder Leser kennt den Namen dieses großen naiven Malers aus Halle. Vielleicht wäre es ja auch wissenswert, dass mit „Doktor Riehm“ der beliebte

Giebichensteiner Arzt Karl Riehm, Sohn des in Halle vor allem als Fotograf bekannten Gottfried Riehm, gemeint ist.

Das auffälligste Merkmal Göbel'scher Weltsicht ist seine Kritik an den politischen Systemen vor und nach 1990. Seine Erzähltechnik erlaubt es dem Autor, zeitlich voneinander entfernte Geschehnisse mühelos miteinander zu verbinden und seine Wie-sich-die Bilder-gleichen-Geschichten, gewürzt mit einigen bissigen Kommentaren zu Welt und Leuten, zu erzählen. Hier sei als Beispiel eine der zahlreichen Einlassungen zum Thema zitiert: „Die neue offene, scheinbar offene Welt, die uns jetzt beginnt zu beherrschen, ist hinter ihren Kulissen nach wie vor pyramidal gestuft. Ein offenes Gegenüber zwischen sich plötzlich in Grenzlosigkeit befindlichen Gleichsprachigen, bisher Getrennten, hat häufig im Rücken die eine große Absicht der Belehrung des Zurückgebliebenen durch den Kenntnisreichen“.

Den Irrungen und Wirrungen von Zeit und Zeitgenossen begegnet Göbel mit seiner Kunst wie in seinem Erzählen mit bis zum Sarkasmus reichender Ironie. Er schlägt diesen Unterton vor allem dann an, wenn es um kulturpolitische Fragen geht – sei es die Formalismus-Debatte der 1950er Jahre, seien es die nicht weniger heftigen Differenzen und Diskurse um die Zukunft der Hochschule nach 1989. Dabei ist Göbel, trotz mitunter demonstrativ vorgetragener Distanz, nicht nur ein stiller Beobachter, sondern einer, der sich mit Herzblut für die Hochschule engagiert. Seine Rollen in den Gremien der sogenannten Selbstverwaltung, vor allem auch als Prorektor und Dekan, bringen in den 1990er Jahren so anstrengende wie verantwortungsvolle Aufgaben mit sich. In seinem Buch beschreibt er die schwierigen Umstände, die ersten hilflosen Versuche, die vereitelten und die geglückten Pläne und Strategien im Bemühen, der Hochschule eine Zukunft zu geben.

„Verschiedenes Hell“ ist das stolze, selbstkritische und ungeschönte Selbstzeugnis eines Künstlers, der seine Intelligenz und Kraft immer auch darauf verwendet, sich nicht instrumentalisiert zu lassen. In einer Mischung aus ostdeutschem Pragmatismus und befreiender Kraft der Leidenschaft weiß Bernd Göbel sich gegen die Zumutungen des Lebens zu wehren. Das hilft die bittere Einsicht zu akzeptieren, dass neue Zeiten nicht unbedingt Neues hervorbringen und liebgewordene Traditionen gleichsam über Nacht verschwinden können. Kurz und mit Bob Dylan gesagt: *The Times They Are A-Changin'*.

Renate Luckner-Bien

DIETER DOLGNER: Gerichtsgebäude in Sachsen-Anhalt. Steinerne Zeugen der Justizgeschichte und Rechtskultur, m. Fotos v. A. Dolgner (Veröffentlichung des Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt, Beiträge zur Denkmalkunde, Bd. 12), Langenweißbach Verlag Beier & Beran 2017, 309 S., mit Abb.

Sachsen-Anhalt ist ein Bundesland, welches über einen bedeutenden Bestand historischer Zeugnisse und materieller Hinterlassenschaften verfügt. Dieser hat durch die historische, kunstgeschichtliche und archäologische Forschung eine enorme Bearbeitung erfahren. Ein etablierter Forschungszweig befasst sich mit der Rechtsgeschichte, die neben Rechtsquellen wie dem Magdeburger Recht, dem Sachsenspiegel oder den preußischen Justizverordnungen auch die vielgestaltigen Rechtsdenkmale wie z. B. die Bauernsteine und Rolande erfasst. Umso mehr erstaunt es, dass die vorliegende Publikation ein Desiderat aufzeigt, welches von der Fachwelt, aber auch von der interessierten Öffentlichkeit bisher nachrangig wahrgenommen wurde – die steinernen Liegenschaften der Amts-, Land- und Oberlandesgerichtsgebäude.

Dieter Dolgner, emeritierter Professor für Kunstgeschichte der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, ist ein ausgewiesener Kenner der Rechts- und Gerichtsgeschichte und des sich darauf beziehenden architektonischen Bestands in Sachsen-Anhalt. Bereits mit der Publikation „Historische Rechtsorte, Richtstätten und Gerichtsgebäude in Halle an der Saale“ und der Mitarbeit an Bd. 11 der Beiträge zur Denkmalkunde „Das Zivilgericht in Halle (Saale)“ legte er die Grundlage für eine umfassende Bearbeitung des Themas.

Das Werk verfolgt vornehmlich den Zweck, den Bestand an Gerichtsgebäuden in einem Nachschlagewerk zusammenzuführen, deren funktionalen und architektonischen Aufbau zu beleuchten sowie diese in ihren jeweiligen historischen wie justizspezifischen Kontext einzuordnen. Wer jedoch annimmt, lediglich eine bloße Aneinanderreihung der Gebäude nach Region und Alter bzw. Zweck, Typus und Formensprache vorzufinden, wird bereits bei Einsichtnahme des Inhaltsverzeichnis von dem anspruchsvollen methodischen Ansatz überrascht werden. So ist es zielführend, den Leser mit einem Abriss der rechtsgeschichtlichen Entwicklung in die komplexe Thematik einzuführen und zunächst die Gerichtsgebäude als eine für Deutschland typische repräsentative Baugattung vorzustellen. Dem folgt eine territoriale Eingrenzung des Themas auf das Gebiet des heutigen Bundeslandes Sachsen-Anhalt, wohlwissend, dass im historischen Kontext administrative Bindungen auch in die benachbarten Bundesländer hineinreichten. Der Hauptteil gliedert sich in vier Bearbeitungseinheiten, welche, wohlbedacht den Informationsgehalt auf das Notwendige zu verkürzen, ausgehend von der Zeit der Ottonen im Hochmittelalter bis zum Wiener Kongress (919–1814), von der Gründung der preußischen Provinz Sachsen bis zur Märzrevolution (1815–1848), von den preußischen Justizverordnungen bis zur Verkündung des Gerichtsverfassungsgesetzes (1849–1877) sowie von dem Inkrafttreten des Gerichtsverfassungsgesetzes bis zum Ende des Ersten Weltkrieges (1878–1918) die Entwicklung des Gerichtswesens nachzeichnet. In diesem zeitlichen Ablauf werden unter Herausarbeitung der spezifischen Eigenheiten die mehrheitlich ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstandenen Gerichtsgebäude, davon 92 Amtsgerichte, fünf Landgerichte sowie das Naumburger Oberlandesgericht, einer architektonischen sowie bau- und kunstgeschichtlichen Prüfung unterzogen. Welche Vorgaben und Intentionen das preußische Bauwesen formulierte, welche Anforderungen an die Architektur gestellt wurden und welche programmatischen Lösungen die verschiedenen Architekten und Referatsleiter fanden, veranschaulicht den Gerichtsbaus als Baugattung im Spannungsfeld zwischen Funktion und Repräsentation.

Diese nach fünfjähriger Arbeit entstandene Gesamtschau ist weit mehr als nur ein Streifen des Forschungsgegenstandes. Auch wenn der Verfasser einräumt, die zur Verfügung stehenden Archivalien und Primärquellen lediglich punktuell genutzt zu haben und sein Werk eher als „spannende geheimnisvolle Begegnung mit den Gerichtsgebäuden Sachsens-Anhalts“ versteht, so werden nicht zuletzt Restauratoren und Denkmalpfleger dankbar auf das hiermit verdichtete baukundliche Material zurückgreifen. Gerade durch den persönlichen Kontakt zu den örtlichen Einrichtungen, Verwaltungen, Gerichtsbehörden, Kreis- und Stadtarchiven, Museen, Ortschronisten und Heimatvereinen konnte ein detailliertes Gesamtbild gezeichnet werden, welches die fachlichen Erwartungen bedient, aber auch vielfach weniger bekannte Informationen einbezieht. Eine wesentliche Erleichterung für die Handhabung und Praktikabilität der Publikation stellt der

umfangreiche Anhang dar. So ermöglicht das Personen- und Ortsregister die planmäßige Schnellsuche wie den zufälligen Quereinstieg und die Archivalien wie das Literaturverzeichnis die weiterführende inhaltliche Auseinandersetzung und Vertiefung. Wünschenswert wäre eine visuelle Zusammenfassung der Gerichtsgebäude samt ihrer charakterisierenden Merkmale, Zuordnungen und Besonderheiten in Form einer Tabelle. Leider nur als Ausblick betrachtet wurde die Zeit von 1919 bis 2010. Im Kontrast zu dem Ansatz Preußens, Architektur, Ästhetik, Funktion und Symbolik in einem Repräsentationsbau zu verbinden, wäre es sicher ebenso erhellend, den Einfluss und die Programmatik der beiden Diktaturen des 20. Jahrhunderts sowie die Zeit danach auf die Neu- und Umgestaltung der Gerichtsbauten gleichwertig zu beleuchten. Dies sollte nicht zuletzt aus quantitativen Gründen einer künftigen thematischen Aufarbeitung vorbehalten bleiben. Im besonderen Maße hervorzuheben ist die hochwertige Bebilderung der Publikation. 444 Abbildungen, davon 141 Skizzen, Grundrisse, Modelle und Grafiken weiten den Blick auf ein Bauensemble, welches die Weichbilder der Städte auch noch künftig prägen wird und nun durch den Verfasser in den Vordergrund gerückt wurde. So wird es nicht verwundern, wenn demnächst die zahlreich noch in Verwendung befindlichen Gerichtsgebäude nicht nur durch die Protagonisten eines Gerichtsverfahrens besucht werden.

Axel Voigt

JOACHIM KÖHLER: Luther! Biographie eines Befreiten, Leipzig Evangelische Verlagsanstalt 2016, 405 S., mit Abb.

Unter dem Titel „Luther!“ legte Joachim Köhler (geb. 1952) noch vor dem großen Reformationsjahr seine „Biographie eines Befreiten“ vor und – so viel vorweg – es ist ein Buch, geschrieben mit großem literarischen Talent und mit Genuss zu lesen dank einer klaren Sprache. Köhler versucht, stets den „wahrhaft menschlichen Mensch“ (S. 7) Luther nahe zu kommen, sich in ihn und sein Handeln hinein zu versetzen: „Die Forschung liefert die Fakten und das Einfühlungsvermögen findet das Leben, die Lebendigkeit in den Fakten“, betont er in einem Radiointerview am 17. August 2016. „Mein Erstaunen, meine Verblüffung, auch Bewunderung haben sich darin ausgedrückt, dass ich so schrieb, was man heute plakativ nennt“. Köhler, der promovierte Philosoph, wagt einen anderen Ansatz, setzt sich ab von einer aktuell auch kritischen Bewertung des Reformators und beantwortet so auch die eine oder andere in der Geschichtswissenschaft strittige Frage unumwunden eindeutig im Sinne eines schon von Zeitgenossen Luthers geprägten Bildes. „Die Reliquien, die einst Luthers Zorn ausgelöst hatten, waren längst verschwunden. Nun (nach seinem Tod – J. L.) war er die Reliquie“ (S. 361) – und von Köhler so gepriesen? Auf jeden Fall: „Der Luther dieses Buches ist ein Luther mit Ausrufezeichen“, ein „Hoch lebe Luther!“ (S. 9) ist zu hören.

Köhler gliedert seine Biographie in drei Teile: Bedrängnis, Befreiung und Bewahrung. Allein die Überschriften der zwölf Kapitel und deren Abschnitte sind flott, bisweilen sehr modern überschrieben und machen Lust zum Lesen. Beispiel: „Die Erfindung des Franchise-Unternehmens“ (S. 137) der römischen Kirche. Auch im Text trifft der Leser auf unerwartete Formulierungen wie, mit Bezug auf Luthers Anstellung an der Wittenberger Universität: „Bruder Martinus brachte Leben in die Bude“ (S. 145), oder, im Zusammenhang des (umstrittenen) Thesenanschlags: Auch Karlstadt hätte 1517 „eigene Thesen an dieser auffälligen Stelle ‚gepostet‘“ (S. 158). Ein Bildteil (bei den gewählten 18 Abbildungen sind Luthers Eltern nicht zu finden, obwohl gerade dem Vater-Sohn-Konflikt großer Raum gewidmet ist) sowie ein Anhang mit Anmerkungen und einem nützlichen Personenregister komplettieren den Band.

Im Mittelpunkt der Darstellung steht (wie schon der Titel verspricht) der „Befreite“. So sah sich der Beschriebene seit dem Wittenberger Anschlag selbst: „Aus Martin Luder [...] war Martinus Eleutherius geworden. Den griechischen Namen verdeutschte er nach gut einem Jahr zu ‚Luther‘. Er selbst sah sich, wie das griechische Eleutherius ausdrückt, als den von Gott Befreiten“ (S. 180). Köhler sieht Luther als dreifach befreiten Menschen: Zunächst befreit vom Vater, der „vermutlich [...] gar nicht bemerkt [hatte – J. L.], wie bedrückend er auf seinen Sohn wirkte“ (S. 24); dann befreit aus dem „Hamsterrad der Heiligkeit“ (S. 54), in dem er sich im Kloster drehte und schließlich, gleich „einem bis zum Äußersten gespannten Bogen“ (S. 71) den Pfeil in Richtung Papstkirche abschoss; schließlich befreit von der weltlichen Gewalt, denn „Herr aller Dinge war der Mensch erst dann, wenn er sein Ich aufgab und Christus in sich handeln ließ“ (S. 257) – die Freiheit eines Christenmenschen.

Luthers Gesellschaftsbild beschreibt Köhler im Zusammenhang mit dem Bauernkrieg: „Eine Gesellschaft, die gegen Gottes Wort verstieß, [...] ließ sich nicht durch Taten ändern, die selbst gegen Gottes Wort verstießen [...]. Wer, und sei es mit besten Absichten, raubte und mordete, würde schwerlich in ein Reich des Friedens und der Freiheit passen. Damit überhaupt ein gedeihliches Zusammenleben möglich war, bedurfte es der Gesetze. Und um diese durchzusetzen der Obrigkeit“ (S. 291). Für Müntzer und die kämpfenden Bauernhaufen bleibt da kein gutes Wort. Luthers Antisemitismus dagegen wird eher besänftigend dargestellt: „Luther litt weder an Neidgefühlen noch christlicher Überheblichkeit. Er saß stattdessen einem Anachronismus auf. [...] Denn das Problem, das für ihn dahintersteckte, existierte nicht in Wittenberg, sondern im Alten Testament“ (S. 312).

Hier und im Dissens zur gegenwärtig eher kritischen Aufarbeitung Luthers will sich Köhler abheben und sein „Reheroisierungsprogramm für Pluralisierungsmüde“ (Thomas Kaufmann in einer etwas zugespitzten Formulierung) umsetzen. Ist das das zeitgemäße Lutherbild? Da bleiben Zweifel. Und doch: Gelungen ist ihm ein, wenn auch hier und da – um bei der Köhlerschen Diktion zu bleiben – auf dünnem Eis stehender, gerade aber auch jüngere und reformationsgeschichtlich Interessierte ansprechender Zugang zu einem Kapitel von großer weltgeschichtlicher Bedeutung.

Dazu tragen auch und vor allem die Schilderungen von Luthers Umfeld, seinen Weggefährten, epochalen Errungenschaften, eben seiner Zeit und seinem errungenen Verständnisses von „Gott und der Welt“ im 16. Jahrhundert bei. Dabei kommt Luther selbst immer wieder zu Wort, die Zitate sind überaus lesefreundlich in Köhlers Abhandlung eingewoben und verschmelzen zu einem einheitlichen Text. Mit „Die Wahrheit ist unverhandelbar“ ist der letzte Abschnitt im Buch überschrieben, auf der Suche nach ihr lassen sich verschiedene Wege einschlagen und immer wieder neue Fragen stellen. Köhlers Buch macht Lust auf mehr.

Jürgen Laubner

ANDREW PETTEGREE: Die Marke Luther. Wie ein unbekannter Mönch eine deutsche Kleinstadt zum Zentrum der Druckindustrie und sich selbst zum berühmtesten Mann Europas machte – und die protestantische Reformation lostrat. Aus dem Englischen von Ulrike Bischoff, Berlin Insel Verlag 2016, 407 S., mit Abb. u. Karten.

Heute ist der Name Luther eine „Marke“ geworden: vom Playmobilmännchen bis zum Lutherbier gibt es zahlreiche Produkte, die mit seinem Namen oder Bild werben. Marken sind selbstverständlicher Bestandteil der heutigen Werbewelt – doch die Marke „Luther“ ist schon fast 500 Jahre alt und wurde von dem Reformator selbst geprägt. In seinem Buch zeichnet der Historiker Andrew Pettegree den Aufschwung des deutschen Verlagswesens nach und zeigt, wie Luther die Kommunikations- und Wirtschaftsgeschichte seiner Zeit geprägt hat.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts war Wittenberg eine kleine, noch unbedeutende Universitätsstadt. Es gab zwar eine Druckerei, die von Johann Rhau-Grunenberg betrieben wurde. Allerdings verfügte er nur über wenig Typenmaterial und achtete nicht auf die Gestaltung seiner Schriften. Somit wurde Rhau vor allem mit dem Druck von Unterrichtsmaterial beauftragt. Wenn aber ein Wittenberger Professor ein Buch veröffentlichen wollte, wandte er sich an eines der bedeutenden Druckzentren wie z. B. Leipzig. Keine fünfzig Jahre später gehörte Wittenberg zu den bedeutenden Zentren des deutschen Buchdrucks und Luthers Schriften hatten das Verlagswesen in ganz Deutschland verändert. Wie kam es dazu?

Bereits im März 1518 entschloss sich Martin Luther, seine Flugschriften nicht mehr nur auf Latein, sondern auch auf Deutsch zu veröffentlichen. Dazu schrieb er in einer klaren, verständlichen Sprache, formulierte häufig polemisch oder in Thesenform und schuf damit eine völlig neue Form religiöser Literatur. Diese wandte sich nicht mehr nur an Gelehrte, sondern an jeden Gläubigen. Durch die deutsche Sprache und das Vorlesen wurden Luthers Ideen in der gesamten deutschen Bevölkerung bekannt. Schon die erste deutsche Flugschrift, der „Sermon von Ablass und Gnade“ von 1518, wurde begeistert gekauft, gelesen, vorgelesen und an andere weitergegeben.

Ein Teil der Auflage der lutherischen Flugschriften verblieb in Wittenberg, ein anderer gelangte über die Handelswege zu den großen deutschen Druckorten wie Leipzig, Augsburg, Basel, Straßburg und Nürnberg. Dabei war es von Vorteil, dass die meisten Schriften Luthers Flugschriften waren und mit einem Umfang von sieben Seiten auf einen Bogen Papier passten. Ein Drucker konnte eine Flugschrift innerhalb eines Tages setzen, 500 Exemplare drucken und dann verkaufen. Innerhalb kürzester Zeit war der Name „Luther“ bekannt und seine Schriften wurden den Druckern aus den Händen gerissen. „So erzielten Drucker mit einer minimalen Investition umgehend Renditen. Luther war für sie eine sichere Einnahmequelle“ (S. 120). Dies belegen auch die Zahlen: zwischen 1517 und 1520 verdoppelte sich die Zahl der in Deutschland gedruckten Titel, 1523 überflügelte die deutsche Buchproduktion die Zahl der in Frankreich und Italien erschienenen Bücher. Insgesamt, so schätzt Pettegree, wurden zwischen 1518 und 1530 über zwei Millionen Exemplare von Luthers Schriften gedruckt und verkauft.

Auch die Stadt Wittenberg profitierte vom Ruhm ihres Professors. Es kamen immer mehr Studenten nach Wittenberg, die bei den Professoren Luther und Melanchthon studieren wollten. Außerdem ließen sich weitere Drucker wie Melchior Lotter, Joseph Klug, Georg Rhau, Nickel Schirlentz und Hans Lufft nieder. Luther versuchte, sie alle mit Druckaufträgen zu versorgen, damit sie profitabel arbeiten konnten. Allerdings kam es ihm nicht nur darauf an, dass die Schriften gedruckt wurden. Er hatte darüber hinaus ein starkes Interesse an der qualitätsvollen Gestaltung seiner Drucke. Er ging in den Druckereien ein und aus, um Korrekturen zu machen und die Qualität der Drucke zu überwachen.

Der wichtigste Unternehmer der Stadt war Lukas Cranach. Dieser betrieb nicht nur eine Mal- und Kupferstichwerkstatt, sondern stellte auch Holzschnitte (z. B. für das „Passional Christi und Antichristi“ oder das „Septembertestament“) her und sorgte mit dem Kauf einer Papiermühle sowie dem Aufbau eines Transportunternehmens für die Infrastruktur der Druckereien. Nur durch die Zusammenarbeit von Cranach, Döring und dem Drucker Lotter war es möglich, dass das „Septembertestament“ 1522 in weniger als fünf Monaten hergestellt und pünktlich auf der Buchmesse in Frankfurt am Main verkauft werden konnte.

Doch was machte die Marke Luther im 16. Jahrhundert aus? Dies zeigt sich in der besonderen Gestaltung seiner Schriften. Ein klar gegliedertes Titelblatt, auf dem das Thema und im Luthers Fall auch der Name des Autors aufgeführt wurde. Darunter stand die Angabe „Wittenberg“,

das als Druckort für die Richtigkeit des Inhalts stand. Außerdem waren die Titelseiten mit einem Rahmen aus Holzschnitten verziert. Die Holzschnitte für alle Titelseiten der Wittenberger Drucker wurden in der Werkstatt von Lukas Cranach entworfen und geschnitten. Da diese besondere Gestaltung, wie damals üblich, nicht geschützt war, übernahmen sie andere Drucker. Zuerst nur für reformatorische Schriften anderer Autoren, später dann auch für sonstige Schriften.

In der Flut der Lutherbücher ragt das Werk Pettegrees heraus. Der Autor verknüpft Luthers Biographie mit der Kommunikationsgeschichte und der Entwicklung des deutschen Verlagswesens. Dabei zeigt er, dass Luther nicht nur früh die Möglichkeit des Buchdrucks erkannte, sondern auch für sich zu nutzen wusste. Insbesondere die Verwendung der deutschen Sprache und die Veröffentlichung in Flugschriften führten schnell zur Bekanntheit seiner Ideen. Darüber hinaus revolutionierten seine ästhetischen Ansprüche das Layout – auch für Gebrauchsliteratur wie die Flugschriften. Schließlich entwickelte er die Marke „Luther“, die seine Schriften unverwechselbar machte. Abschließend ist zu sagen, da das Buch außerdem unterhaltsam und spannend geschrieben ist, bereitet es großes Vergnügen, es zu lesen.

Konstanze-Mirjam Grutschnig-Kieser

WILLI WINKLER: Luther. Ein deutscher Rebell, Berlin Rowohlt 2016, 640 S., mit Abb.

Willi Winkler (geb. 1957), ein bekannter deutscher Journalist, Übersetzer, Literaturkritiker und Autor zahlreicher Bücher u. a. zum Terrorismus und zu „Musiklegenden“, legte rechtzeitig noch vor dem Jubiläumsjahr seinen „Luther“ vor. Warum? „Ein Mensch, dem die Weltgeschichte zustößt“ habe ihn an Luther interessiert, sagte er in einem Interview. Eine Biografie? Winkler entwickelt auf 562 Textseiten ein Epochenbild, beleuchtet unterschiedliche Facetten und kommt dabei immer wieder zu seinem „deutschen Rebell“ zurück. Am Ende gar schlägt er vor, dass Papst Franziskus „Luther den schuldigen Dank abstaten und ihn am 31. Oktober 2017“ heiligsprechen sollte, habe dieser doch „eine durch und durch korrupte, vollkommen verweltlichte Kirche zur Reform gezwungen und ihre Lebensdauer bis heute verlängert“ (S. 562). Ob er den Papst mit seiner These überzeugt, die provokant zugespitzt den Leser am Ende sichtlich überrascht zurücklässt, bleibt fraglich.

Winklers Buch ist flott geschrieben, er kennt dessen mediale Wirkung und bedient sich bekannter Werkzeuge. In 20 Kapiteln (zzgl. Prolog und Nachwort) zeigt er das Leben und Wirken des Reformators inmitten einer hochbrisanten politischen Weltlage zu Beginn des 16. Jahrhunderts – Papst, Kaiser, Könige und Kurfürsten rangen um Macht, sie einte der unermessliche Geldbedarf, der ihre Finanziere emporspülte und ihnen gewaltigen Einfluss verschaffte. Viele wirtschaftliche und geschichtliche Hintergründe beleuchtet der Autor ausführlich und entfaltet sein Zeitpanorama; er wirft den Leser 500 Jahre zurück an den Beginn einer neuen Zeit. Winkler plante zunächst eine Geschichte der Renaissance zu schreiben, daraus geworden ist, wie er selbst sagt, eine „kleindeutsche Lösung“, sein Luther-Buch. Die langen Exkurse aber, in denen Luther mitunter verschwindet und die eine oder andere Wiederholung Raum findet, fordern die Leser. Eine chronologische Biografie, wie der Titel erwarten lässt, ist es nicht. Da hilft auch die Zeittafel im Anhang nur bedingt.

Oft nutzt Winkler längere Lutherzitate im frühneuhochdeutschen Original, die dann noch einmal in der heutigen Gegenwartssprache erläuternd formuliert angehängt werden – dem Lesefluss nicht immer dienlich und den Umfang des Buches unnötig steigernd. Seine Thesen und Wertungen formuliert der Autor modern, hier und da gewagt. Als die für Luther „größte anzunehmende Katastrophe“ (S. 457) schildert Winkler die Bauernaufstände. „Aber Luther kennt Luther nicht mehr“ (S. 473) und ruft zum Morden der Bauern auf: „Das Schlimmste ist sein gutes Gewissen dabei“ (S. 484). Und damit schließt die Biografie fast schon, wären nicht noch die Kapitel über die Zerstörung von Rom 1527 – Landsknechte rufen Luther gar zum Papst aus (S. 509, 522) – und seine letzte Reise nach Eisleben, das zu seinem Todeslager werden sollte. Wenig Raum aber widmet er der Theologie, die Luther doch so wichtig war, um deren Entwicklung er zeitlebens gerungen hat und die sein Handeln bestimmte. Auch Luthers Judenfeindschaft wird nur auf wenigen Seiten der Vollständigkeit halber abgehandelt.

Beschlossen wird der Band mit einem Personenregister und dem Bildnachweis. Die Literaturhinweise offenbaren Lücken von Autoren, die Winkler offenbar nicht zur Kenntnis genommen, zumindest aber keiner Erwähnung wert befunden hat. Das ist zweifach bedauerlich: Zunächst ist der aktuelle Forschungsstand weiter, Luthers Bild gerade in den letzten Jahren neu hinterfragt und so wesentlich differenzierter geworden. Zum anderen geraten Passagen, in denen sich der Autor mit der Historiografie früherer Jahre auseinandersetzt, unzulässig verkürzt.

Ein interessantes Buch, mit unterschiedlichem Tiefgang, nach dessen Lektüre aber Fragen bleiben zu dem, dessen Titel es trägt. Luther, der „konservative Revolutionär“ (S. 560), „mit dem Rücken zur Zukunft“ und den „Blick in die Vergangenheit“ (S. 561)?

Jürgen Laubner

SIEGFRIED BRÄUER UND GÜNTER VOGLER: Thomas Müntzer. Neu Ordnung machen in der Welt. Eine Biographie, Gütersloh Bertelsmann 2016, 542 S.

Das Reformationsjubiläum rückte im Jahr 2017 auch andere Reformatoren in den Fokus. So erschien eine neue Müntzer-Biographie. Die Autoren Siegfried Bräuer und Günter Vogler präsentierten sie in Wittenberg am 5. November 2016 zur Tagung „So ich das sage, muss ich aufrührerisch sein... Thomas Müntzer – der andere Reformator“ am 5. November 2016 des Pflug e.V. Wittenberg und des Berliner Instituts für vergleichende Staat-Kirche-Forschung im Alten Rathaus Wittenberg. Bräuer und Vogler schätzten aneinander das jeweils andere: evangelischer Theologe und Pfarrer einerseits und Historiker marxistischer Prägung andererseits. Bräuer berichtete, dass er schon 1975 in der Wittenberger Stadtkirche über den Theologen Müntzer gesprochen hatte und damals verdeutlichen wollte, dass dieser kein Bauernführer gewesen sei. Allerdings spielte diese Frage während der DDR-Zeit eine geringere Rolle, denn man habe nicht danach gestrebt, der Bevölkerung Religiöses zu vermitteln. Günter Voglers Biographie Müntzers erschien im Dietz Verlag Berlin 1989. Die Perspektiven beider Wissenschaftler schlagen sich in einem ausgewogenen Verhältnis im neuen Buch nieder.

Titelgebend ist ein Brief Luthers von 1525, in dem er verurteilt, die aufständischen Bauern wollten „neu Ordnung machen in der welt“. Gerade hier lag auch das Ziel Müntzers. So führt denn auch die Einleitung gleich in die Mitte der Thematik: Luther als der Widerpart Müntzers, die beide in einer Zeit voller Konflikte lebten. Die kaiserlichen Regenten, die an Reformplänen interessierten Reichsstände, die Habsburger und die französische Krone, die Osmanen, der Aufschwung von Handel und Gewerbe, der Bergbau und frühe kapitalistische Formen der Wirtschaftsorganisation – sie alle strebten nach einem Ausgleich der Kräfteverhältnisse (S. 11).

Vogler und Bräuer teilten die Abschnitte auf und lasen sie wechselseitig (S. 16). Den zwölf Kapiteln sind eine Zeittafel und eine Karte zu den Stationen Müntzers beigegeben. Dabei wird augenfällig, wie weit er gereist ist: zwischen Braunschweig und Basel, Frankfurt/Oder und Prag erstrecken sich seine Eindrücke und Wirkungsstätten.

Nur einige Aspekte des Buches seien hier angesprochen: Das Bemühen Thomas Müntzers, den Gottesdienst in der Landessprache zu halten, ist in seinen verschiedenen Facetten dargestellt. Dies geschah nicht aufgrund von nationalen Bestrebungen, sondern um den Glauben der Menschen „in verstehbarer Form in Gang zu bringen“ (S. 187). Gerade vor dem Hintergrund späterer literarisch geprägter Bilder war für Müntzer die Ehe „keineswegs eine weltliche Angelegenheit wie für Luther“. Sie ordnet sich für ihn eher „auf den Weg zum wahren Glauben“ ein. So beinhaltet die Allstedter Trauordnung auch wohl erstmals eine Traurede zur „unterrichtung“ des Paares (S. 189).

Müntzer gehört mit gottesdienstlichen Liedübersetzungen, elf Hymnen und einer Pfingstsequenz auch zu den frühen evangelischen Lieddichtern. Seine Übersetzung des Tedeums wurde in dänischer Übersetzung bis 1729 genutzt. Müntzer übersetzte die Hymnen theologisch und sprachlich mit eigenen Akzenten. Vereinzelt blieben sie erhalten, über das katholische „Gotteslob“ gelangte „Gott, heiliger Schöpfer aller Stern“ überarbeitet in das „Evangelische Gesangbuch“ von 1993. Müntzers „Deutsch-evangelische Messe“ ist 1524 in Allstedt gedruckt worden. Sie steht unter den reformatorischen deutschen Messen der traditionellen mittelalterlichen Messe am nächsten. Sie beginnt allerdings schon neu: die ganze Gemeinde spricht den neu übersetzten Psalm 43 in Form eines Stufengebets (S. 193, 195, 197), Müntzers Schriften wurden in Europa gelesen und finden sich in zahlreichen Bibliotheken (S. 213), obwohl sie nach seiner Hinrichtung vernichtet werden sollten.

Wesentlich im Leben Müntzers erscheint sein Bemühen, die Menschen seiner Zeit zu einem Glauben in seinem Sinne zu führen, zu einem „wahren Glauben“. Sein theologischer Ansatz zieht sich durch seine Werke und hat sein Wirken bestimmt. Während der DDR- oder der NS-Zeit wurde dieser Aspekt unterdrückt. Hier nun ist er nachzuvollziehen. So etwa heißt ein Absatz „Mystische Glaubensweise“ (S. 217). Darin wird ausgeführt, in welcher Weise das Denken der spätmittelalterlichen Mystiker bestimmend wirkte. Müntzer studierte deren Schriften, insbesondere die frömmigkeitstheologischen. Nachgewiesen ist dazu, „dass vor allem bei Müntzers Aussagen über den geistlichen Weg der Auserwählten und der Erfahrung der unvermittelten Gegenwart Gottes „mystischer Sprachgebrauch nachschwingt“ – wobei kommentiert wird: „Dieses zurückhaltende Urteil erfasst vermutlich den tatsächlichen Quellenbefund noch nicht angemessen“

(S. 217). So zeigt sich an dieser Stelle beispielhaft, dass wir auch nach dieser empfehlenswerten Biografie in der Auseinandersetzung mit Müntzer noch neue Perspektiven und Aspekte erwarten dürfen.

Ein Personen- und Ortsregister erleichtert das Nachschlagen. Das Müntzer-Buch überzeugt aus verschiedenen Gründen. Einmal ist mit Genauigkeit und Überprüfung aller Quellen eine Gesamtsicht nachzulesen. Diese Fakten werden zum anderen jeweils auf der Grundlage der Kontexte geboten. So entsteht gleichsam ein Gemälde der Zeit um Müntzer. Dies ist in einer Sprache geschrieben, die den historischen Stoff erklärt und sich somit auch für Nichthistoriker eignet.

Kathrin Pöge-Alder

STREIFZÜGE DURCH DAS LAND LUTHERS. Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen, hg. v. d. Deutschen Stiftung Denkmalschutz, Bonn 2017, 126 S., mit Abb.

Jubiläum war gestern – Luther ist immer. Denn nicht nur für Theologen und Politiker, für Marketingstrategen, Tourismusexperten und Heimatkundler ist Luther von Belang. Nein, er ruft ebenso – und nicht erst im Vorfeld des Reformationsjahres 2017 – die Denkmalschützer auf den Plan.

Schon seit 1992 engagiert sich die 1985 gegründete private Deutsche Stiftung Denkmalschutz für die Restaurierung bedeutender Gedenkstätten der Lutherzeit in Mitteldeutschland – zum Beispiel in Eisleben Luthers Geburtshaus, St. Annen, St. Andreas und St. Petri-Pauli, in Mansfeld St. Georg, in Erfurt das Collegium Maius, in Wittenberg die Cranach-Häuser und St. Marien, in Halle die Markt Kirche, in Stolberg die Martinikirche und das Schloss, in Eisenberg die Schlosskapelle, bei Eisenach die Wartburg, in Arnstadt die Oberkirche, in Schmalkalden das Lutherhaus, bei Jena das Wolfersdorfer Jagdschloss „Fröhliche Wiederkunft“, in Klieken die Dorfkirche, in Torgau Schloss Hartenfels sowie das Spalatin-Haus – und stellte dafür beträchtliche Summen bereit.

Pünktlich zum Jubiläumsjahr publizierte ihr Verlag Monumente Publikationen (der übrigens sechsmal pro Jahr im Onlinemagazin „Monumente“ über die aktuelle Arbeit der Stiftung berichtet) einen reich illustrierten Band unter dem Titel „Streifzüge durch das Land Luthers. Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen“ heraus, der mittlerweile bereits in zweiter Auflage erschien und gewiss noch in Zukunft viele Leser/innen finden wird.

Lutherstädte und Lutherstätten nebst ihren reformationsgeschichtlich relevanten Örtlichkeiten sind detailreich und unterhaltsam dargestellt – eine lohnende Lektüre, nicht für Fachleute konzipiert (dann fände man etwa am Ende außer der Liste mitteldeutscher Förderprojekte der Deutschen Stiftung Denkmalschutz die leider fehlenden Personen- und Ortsregister), sondern für jedermann und jedefrau und zu vielfältigen Erkundungen verlockend im mitteldeutschen Raum; eine Karte der Region hinten im Buch macht die Routenplanung leicht.

Neben Eisleben, Mansfeld, Erfurt, Eisenach, Halle und Wittenberg bieten sich Stolberg, Arnstadt, Wolfersdorf, Steinbach, Schmalkalden, Zerbst, Lieken und Deutschenbora an.

Nicht nur Martin Luther selbst und Katharina von Bora mit ihren Familien begegnen wir, auch Johannes Lang, den beiden Lukas Cranach, Philipp Melancthon, Justus Jonas, Johannes Bugenhagen, Georg Spalatin, Andreas Bodenstein von Karlstadt, Thomas Müntzer Stolbergensis, William Tyndale, Cyriacus und Johannes Spangenberg, Friedrich dem Weisen, Johann Friedrich I., Karl August von Weimar und vielen anderen, die für Luther selbst und/oder die Reformation in Deutschland und anderswo von Wichtigkeit waren.

Nach einigen Signal gebenden Spots auf das Leben des Reformators in Wittenberg beginnt das erste Kapitel, wie könnte es anders sein, mit dem Geburtshaus in Eisleben. Im Lauf der Jahrhunderte mehrfach restauriert, saniert und umgestaltet, lädt es nun zur opulenten Dauerausstellung unter dem Motto „Von daher bin ich – Martin Luther und Eisleben“ ein. Der nur wenige Monate währende Aufenthalt daselbst, bis seine Eltern (der Groß-Hans Luder aus dem thüringischen Möhra und seine Frau Margarethe) mit ihm gen Mansfeld zogen, kann auf Luther keinen prägenden Einfluss gehabt haben – doch immerhin erblickte er da das Licht der damals noch weitgehend katholischen Welt. Allein hier könnte man gut und gern einen ganzen halben Tag verweilen und wäre dennoch nicht imstande, sich die Fülle und Vielfalt der dargebotenen Exponate auch nur näherungsweise zu erschließen. Indes wartet noch ein rundes Dutzend weiterer Orte auf interessierten Besuch.

Und über die baulichen Denkmale der Reformationszeit hinaus wird in mehreren Beiträgen das Augenmerk zum geistigen Erbe hingelenkt: auf die „24 Stolberger Artikel der Bauern“ (1525), zu Melancthons „Confessio Augustana“ (1530) und Luthers „Schmalkaldische Artikel“ (1537), auf evangelische Beichtpraktiken und eine veränderte Symbolik in vielen Werken der Kirchenkunst, zu protestantischen Kirchenliedern (darunter das Achtliederbuch [1524] und Luthers „Erfurter Enchiridion“) sowie auf das katholische „Gotteslob“, last but not least auf die für Martin Luther und die Reformation überlebenswichtige ernestinische Schutzpolitik (nebst Gründung [1557] der Jenaer Universität).

P. S.: Das Prinzip der (protestantischen) Predigtuhren, die allerdings erst im 17. Jahrhundert üblich wurden, wäre sicher auch heute in manchen Bereichen des öffentlichen Lebens sehr empfehlenswert.

Margarete Wein

THOMAS KAUFMANN: Erlöste und Verdammte. Eine Geschichte der Reformation, München C. H. Beck 2016, 508 S., mit Abb. u. Karten.

„Vor dem Hintergrund auch der aktuellen Forschungslage muss die vorgelegte Darstellung als verwegener Akt erscheinen“ (S.424), schreibt der Göttinger Kirchenhistoriker Thomas Kaufmann (geb. 1962) fast am Ende seines Buches, das im Reformationsjahr lange Zeit auf der Spiegel-Bestseller-Liste geführt wurde. Dabei ist es keine leichte Kost und wendet sich wohl eher an Leser mit historisch-fundiertem Hintergrund. Und Kaufmann spannt den Bogen weit, beginnend vom 15. Jahrhundert bis zu den aktuellen wissenschaftlichen Herausforderungen der Gegenwart. Immer wieder die große Linie findend, erzählt er überaus faktenreich, mitunter etwas lehrbuchhaft und scheinbar emotionslos, aber dennoch spannend zu lesen, seine Geschichte der Reformation. Text und Buchgestaltung sind herausragend auch und vor allem durch die Vielzahl der ausgewählten Abbildungen, die, stets mit Begleittext versehen, erläutert werden. Dies alles macht Kaufmanns Buch zu einem der großen, die zum Reformationsjubiläum erschienen sind – Luther, der selbst hohe Ansprüche an die Gestaltung seiner Schriften hatte und den Buchdruck als wichtiges Medium erkannte, prägte und konsequent nutzte, wäre sicher begeistert. Ja, Kaufmanns „verwegener Akt“ steht in jeder Hinsicht für entschlossen und sich fortbewegend, bisweilen auch kämpferisch – denkt man an seine Zwischenrufe zu den Feiern zum 500. Reformationsjubiläum!

Kaufmann gliedert seine Reformationsgeschichte in sechs Teile, schließt mit dem Epilog „Der Zauber des Anfangs“ und wirft hier die Frage auf: „Was könnten wir in der frühen Reformation finden?“ (S. 426). Sieben Bezugspunkte liefert er gleich dazu und konstatiert: „Diese Reformation steht noch aus“ (S. 427) – wohl weit mehr als eine Randbemerkung, zumal im Kontext der kritischen Diskussionen um das letzte Reformationsfest. Der Autor ist Kirchenhistoriker, aber einer, der die historisierende Sichtweise wählt, mit freiem Blick seine (deutsche) Reformationsgeschichte (2009 erstmals erschienen) hier um die europäische Perspektive erweitert. Sein Buch ist „kenntnisreich und packend geschrieben, kritisch und sicher im historischen Urteil“ (Heinz Schilling). Der Anhang mit Zeittafel, Anmerkungen, Literatur, Bildnachweis und Personen- sowie geografischem Register komplettiert den Band.

„Wittenberg ... von diesem traditionslosen deutschen Universitätsstädtchen ausgehend wurde die Reformation binnen kürzester Zeit zu einem europäischen Ereignis“ (S. 9), – lesen wir als ersten Satz. „Eine europäische Religions- und Kulturgeschichte von 1400 bis 1800 kann sowohl den Hintergrund und den Rahmen einer Reformationsgeschichte bilden – diese ersetzen kann sie aber nicht“ (S. 422). Kaufmann behandelt seine Reformationsgeschichte als europäisches Ereignis, denn „die religiösen Veränderungen, zu denen es infolge der Reformation kam, [nahmen – J. L.] umgehend europäische, ja globale Dimensionen“ (S. 10) an und stellt so die „Europäizität der Reformation“ (S. 10) heraus. In der weiteren Darstellung geht er ausführlich, manchmal auch nur überblicksmäßig auf die Entwicklungen im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation, in Frankreich, England, Italien, Spanien, Ost- und Nordeuropa ein. Dabei schaut er auf die Züricher Stadtreformation ebenso wie auf die frühreformatorische Bewegung in den Niederlanden, die Königsreformationen in Skandinavien und England genauer. „Im Zeitalter der Reformation erhielt Lateineuropa ein neues Gesicht. Nicht mehr die Einheit der Christianitas mit dem Papst als sichtbarem Haupt [...], sondern eine Vielzahl einzelner Länder prägte den Geschichts- und Kulturraum. Dieses Europa der Nationen ist nicht durch die Reformation entstanden, aber befördert worden“ (S. 195).

Bei der Klärung des Begriffs „Reformation“ wirft Kaufmann einen Blick zurück ins 15. Jahrhundert (vgl. S. 12 ff.) und gelangt dann zu Luther und dessen Auseinandersetzung mit der Papstkirche. „Luther an den Anfang zu stellen, kann nicht bedeuten, ihn in die Sphäre des Monumentalen zu rücken. Er steht an diesem Anfang [...] wegen der Eigenartigkeit einer historischen Konstellation, die es möglich machte, dass aus einer nie abgehaltenen Disputation über das Ablasswesen eine grundstürzende revolutionäre Veränderung des bestehenden Kirchenwesens werden konnte“ (S. 17); „ob Luther wenig später oder früher ein vergleichbarer Erfolg beschieden gewesen wäre, wird man bezweifeln können“ (S. 91). Zu diesen Konstellationen gehört auch und vor allem die Publizistik, deren Rolle Kaufmann besonders akzentuiert. „Die Reformation war die erste religiöse Bewegung seit der Erfindung des Buchdrucks, die sich der Chancen des neuen Mediums konsequent und rückhaltlos bediente. Und Luther war der erste rechtskräftig verurteilte

Ketzer, der sein Überleben dem Printmedium verdankte. [...] Ohne Gutenbergs Erfindung wäre Luther nicht möglich gewesen; ohne Luthers Sprachkraft aber wären die geschichtsverändernden Potentiale, die der Erfindung des Mainzer Meisters innewohnten, bis auf Weiteres unentdeckt geblieben“ (S. 354).

Doch seit der Mitte der 1520er Jahre begann die Einheit der reformatorischen Bewegung zu bröckeln, mehr noch: Es gab mitunter heftige Auseinandersetzungen, die einhergingen mit einem Ansehensverlust Luthers. Es wurde üblich, „sich gegen den späteren auf einen jüngeren Luther zu berufen, Luther gegen Luther zu deuten – eine dialektische Umgangsweise der Anknüpfung an und der Distanzierung von dem Reformator“ (S. 158). Kaufmanns Bemerkungen zum Bauernkrieg und Thomas Müntzer, einem seiner Führer, werden dabei zu verknüpft dargestellt und gewertet: An Müntzer scheiden sich eben die Geister, damals wie heute (Hans-Jürgen Goertz). In diese Zeit fällt auch der Beginn des innerreformatorischen Abendmahlsstreites, „an dem die Einheit der reformatorischen Bewegung schließlich zerbrach“ (S. 169). Luthers offene Konfrontation mit Erasmus und sein Traktat „De servo arbitrio“ (Über den unfreien Willen) „markiert einen biografischen und einen reformationsgeschichtlichen Wendepunkt, [...] dieser Luther war nicht mehr der einzigartige Held von Worms, [...] er war ein aufgewühlter, von Konflikten heimgesuchter, überforderter Theologe, der der Geister, die er ge- oder hervorgerufen hatte, nicht Herr zu werden vermochte und dessen Wirkungsradius sich zu verkleinern begann“ (S. 178). Und auch die Papstkirche veränderte sich und „geriet etwa seit den 1530er Jahren in einen mehrere Jahrzehnte währenden Transformationsprozess hinein, an dessen Ende die römisch-katholische Konfessionskirche der Frühen Neuzeit stand“ (S. 307). Die Reformation war längst „eine primär politische Frage geworden“ (S. 193); der Augsburger Religionsfrieden brachte schließlich eine erhebliche Stabilisierung des politischen Reichssystems: „Mit kühler Sachlichkeit suspendierte dieses Vertragswerk jegliche religiösen Wahrheitsansprüche“ (S. 300). „Die politischen und kulturellen Fernwirkungen des zu den Reichsgrundgesetzen gezählten Augsburger Religionsfriedens sind kaum übersehbar; noch im Religionsrecht der Weimarer, der Bonner und der Berliner Republik wirkt er nach“ (S. 302). Im Inneren des Reichs freilich gingen „seine konfessionell homogenen kleineren Einheiten in kämpferische Opposition zueinander“ (S. 306); die Lutheraner verstanden sich „in besonderer Weise als Sachwalter der deutschen Nation“ (S. 307). So avancierte nach der Gründung des deutschen Kaiserreiches 1871 „die deutsch-protestantische Leitkultur zum dominierenden kulturellen Orientierungsmuster gegenüber dem ultramontanen, als unpatriotisch beargwöhnten Katholizismus“ (S. 398).

Im seinem letzten Kapitel wendet sich Kaufmann der Wahrnehmung der Reformation in der Neuzeit zu und geht zunächst auf die Reformationsjubiläen ein. Die erste Säkularfeier steht am Anfang einer „bis heute fortgehenden Erinnerungs- und Jubiläumskultur, die nach und nach unterschiedliche Lebens- und Gesellschaftsbereiche erobert hat“ (S. 375). Und er spannt den Bogen bis in die Gegenwart und stellt heraus, dass die frühe Reformation „der Mythos des neuzeitliche Protestantismus“ geworden ist; sie „scheint die polypotente Zelle des Protestantismus zu sein“ (S. 426). Im zweiten Teil des Schlusskapitels geht Kaufmann der Sicht auf die Reformation nach; der deutschen Deutungs- und Forschungsgeschichte kommt dabei eine „prominente Rolle“ (S. 389) zu. Schwerpunkte dabei sind die unterschiedlichen Ansätze und Schlüsse der Geschichtsschreibung im 19. und 20. Jahrhundert (hier auch die Reformationsgeschichte in der DDR und Bundesrepublik bis 1990).

„Das heutige religionskulturelle Bild des lateinischen Europas, dessen Säkularität sich im globalen Bereich als Sonderfall darstellt, ist auch das Ergebnis der durch die Reformation in Gang gesetzten Langzeitentwicklungen auf diesem Kontinent“ (S. 359). Kaufmanns „Erlöste und Verdammte“ beschreibt diese Entwicklung, sein Buch darf schon jetzt als ein unverzichtbares Referenzwerk gelten.

Jürgen Laubner

„SCHRIFT SOLL LESERLICH SEYN“. Der Pietismus und die Medien. Beiträge zum IV. Internationalen Kongress für Pietismusforschung 2013, hg. v. Christian Soboth und Pia Schmid in Verbindung mit Veronika Albrecht-Birkner, Hartmut Lehmann und Thomas Müller-Bahlke (Hallesche Forschungen, Bd. 44/1, 44/2) Halle (Saale) Verlag der Franckeschen Stiftungen, Wiesbaden Harrassowitz (in Komm.) 2016, 2 Bde., XXI, 818 S., mit Abb.

Der zweiteilige Sammelband dokumentiert zweiundfünfzig Vorträge, darunter die drei markantesten Haupt- und die neunundvierzig kleineren Vorträge, des IV. Internationalen Kongresses für Pietismusforschung, der vom 23. bis zum 28. August 2013 – im Jahre des 350. Geburtstages von August Hermann Francke – in Halle stattfand, ausgerichtet vom Interdisziplinären Zentrum für Pietismusforschung der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg in Zusammenarbeit mit den Franckeschen Stiftungen und der Historischen Kommission zur Erforschung des Pietismus.

Christian Soboth, geschäftsführender Herausgeber, Ansprechpartner des Interdisziplinären Zentrums für Pietismusforschung, nennt in seinem „leichtfüßigem Vorwort“ als Ziel der Fachtagung „die vielstimmige Beantwortung der Frage, wie und vermittels welcher Medien der Pietismus wem was wozu kommuniziert hat“ (S. XIX). Operiert wird „mit einem schwachen [...] zugleich weitem Medienbegriff“ (S. XI). Das Medien- und Kommunikationsverständnis tritt bewusst zurück. Ein weiter Pietismusbegriff liegt zu Grunde. Pietismus als sozialreformerische Frömmigkeitsbewegung, der die Vielgestaltigkeit der Pietismen vorrangig nicht theologisch-systematisch versteht, sondern als Medien- und Kommunikationsphänomen. Das ist ein Ansatz, der bisher in der Pietismusforschung so konsequent noch nicht realisiert wurde. Er stützt sich auf „sozialgeschichtliche [...] und prosopographische [...] Einschätzungen“, nach der „Ende des 17./Anfang des 18. Jahrhunderts ca 40% der Bevölkerung im Alten Reich mit dem Pietismus in unterschiedlicher Form und Identität in Berührung gekommen sein“ sollen (S. XIII). Unschärf bleibt der verwendete Pietismusbegriff in der Unterscheidung und Abgrenzung zur Epoche der Aufklärung.

Aus dem ersten Haupt-, dem Eröffnungsvortrag von Gisela Mettele (Jena): „Unbeschreibliches mitteilen. Die Medien des Pietismus im langen 18. Jahrhundert“ (S. 3-32), seien drei Aspekte hervorgehoben: 1. Der zeitliche Rahmen, das 18. Jahrhundert. 2. Der Netzwerkansatz. „Der Pietismus [begriffen] als ein System sich vielfach überlagernder und ineinander greifender Netzwerke unterschiedlicher Reichweite“ (S. 3). 3. Pietistische Kommunikation thematisiert im Rahmen eines Konzeptes sozialen Handelns, entfaltet in den drei Begriffspaaren Verstehen und Darstellen (S. 8-19), Verstehen und Mißverstehen (S. 20-27), Festhalten und Weitertragen (S. 27-32).

Hartmut Lehmann (Kiel): „Grenzen der Kommunikation und der Öffentlichkeit im Pietismus“ (S. 33-45), hebt zunächst das komplexe Spannungsfeld zwischen Kommunikation und Öffentlichkeit im Pietismus hervor, belegt es am Beispiel Brief (S. 33-35) und Tagebücher (S. 35-38). Sodann betont er die Diskrepanz, die darin besteht, dass wir heute mehr über den Pietismus wissen als die Zeitgenossen je wussten. Dem separatistischen Pietismus sei auf Grund der kirchenpolitischen Repressionen nichts anderes übrig geblieben, als ein Leben im Halbdunkel zu führen (S. 39).

Ulrike Gleixner (Wolfenbüttel): „Kommunikation und Medien im Reich Gottes. Forschungszugänge und Spezifika“ (S. 47-64) unterscheidet drei Gruppen von Akteuren und Akteurinnen, zu deren Metier gehört, das pietistische Medien zum Druck gelangen: 1. Professionelle Autoren wie Theologen, Akademiker, Pädagogen, literarisch aktive Frauen. 2. Personen von Stand und Töchtern von Gelehrten. 3. Personen mit Führungs- und Dokumentationsanspruch wie Patriarchen und Sekretäre (S. 51).

Die Kapitel (S. 65-798) gliedern sich entsprechend den sechs Kongresssektionen. Ihre Überschriften erschließen thematisch die Schwerpunkte, wobei die ersten drei auf Grundlage der systematischen Unterscheidung von Menschen- und Sachmedien ergänzt um die Rubrik Institutionen den medialen Reichtum des Pietismus aufblättern (S. XIV). I. Sektion: Menschenmedien (S. 65-146), II. Sektion: Sachmedien (S. 147-300), III. Sektion: Institutionen als Medien (S. 303-397), IV. Sektion: Medienpraktiken und Medientechniken (S. 399-532), zieht „das Däumeln, Stechen und das

Nadeln" (S. XVII. Techniken zufälligen Auffindens einer Bibelstelle ins Kalkül). V. Sektion: Medienfunktionen und Medienwirkungen (S. 533-680), behandelt das Interesse und Profil an der Medizin, Pharmazie, in der zunehmend wissenschaftlicheren Naturkunde. VI. Sektion: Mediale Verhältnisse (S. 681-798), bedenkt Distinktion und Traditionsbildung (S. XVIII).

Aus jedem der Vorträge gewinnt man tiefgründige Erkenntnisse. Wir müssen auswählen. Im Folgenden wird aus jeder Sektion ein Vortrag näher vorgestellt. Veronika Albrecht Birkner und Matthias Plaga-Verse „Erbauungsversammlungen im reformierten Bereich als Parameter und Multiplikatoren von (pietistischen) Reformbestrebungen bis um 1710" (S. 67-86) gehen den Konventikeln, bisher ein Desiderat in der Pietismusforschung, nach. Sie korrigieren das Bild von einem reformierten Pietismus. Theodor „Undereyck hat in Mülheim (an der Ruhr) keine Konventikel, sondern ein Reformprogramm eingeführt, das ganz den Anliegen einer Zweiten Reformation entsprach" (S. 85).

Konstanze Grutschnig-Kiesers Beitrag „Die Zeitschrift Blätter aus Bad Boll und ihre Funktion in der Kommunikation von Johann Christoph Blumhardt (1805–1880) und seine Hausgemeinde" (S. 163-175) besticht im klar strukturierten, transparenten Aufbau. 1. Blätter aus Bad Boll für seine Freunde, 2. Aussehen der Zeitschrift, 3. Kommunikationssystem (Hausgemeinde, Briefschreiber) der Zeitschriftenmacher, 4. Einordnung der Blätter in den Kontext der kirchlichen Presse im 19. Jahrhundert. Die Verfasserin, tätig im landeskirchlichen Zentralarchiv Stuttgart, steuert zwei eigene, aussagekräftige Abbildungen bei, trefflich platziert.

Spannend Ulf Lückel (S. 350-361): „Johann Christoph Sauer (1695–1757)". Der erste deutsche Buchdrucker in Nordamerika, Sohn eines reformierten Pfarrers aus Ladenburg am Neckar, baut sich ab 1734 in Germantown, einem Vorort von Philadelphia, eine Existenz auf. Seine Drucktype bezieht er von der Egenolff-Lutherischen Schriftgießerei in Frankfurt am Main, eine deutsche Frakturtype, sodass seine Schriften jenes Druckbild bieten, das seine deutschen Leser aus ihrer Heimat gewohnt sind. Die Sauer-Bibel von 1743, „die erste in den amerikanischen Kolonien in einer europäischen Sprache gedruckte Vollbibel" (S. 360), hat eine Startauflage von 1 200 Exemplaren. „Sauer ist ein Musterbeispiel für das große und ausgesprochen gut funktionierende transatlantische Netzwerk, welches im Zeitalter des Pietismus [...] seine erste Hochphase erlebte" (S. 361).

Cornelia Niekus Moore „Denckmal der Liebe. Biographische Berichterstattung über Frauen im 18. Jahrhundert" (S. 499-532) konzentriert sich auf die biographische Berichterstattung über Frauen, posthume Drucke ihrer schreibenden Gatten, gedeutet als Bewältigungsübungen. Unterschieden werden Nachrufe, biographische Einführungen, ausführliche Lebensbeschreibungen und Epicedien. Beigegebene Abbildungen erhellen die Namen der Betroffenen.

Joachim Jacob „Lebensart vermitteln. Lebensregeln und Verhaltensregeln im Pietismus" (S. 587-599). Pietistischen Lebensregeln geht es „vor allem um die praktische Grundlage einer pietistischen Lebensführung" (S. 587). Weithin verbreitet sind die christlichen Lebensregeln des Johann Jakob Schütz, des Freundes von Spener, von 1677. Die XXX Regeln August Hermann Franckes von 1689/90 beziehen gesellschaftliche Aspekte ein, „um guter Ordnung willen" (S. 593). Sie werden im Laufe der Zeit vielfach erweitert, erreichen hohe Auflagen. Ausgaben, die sich bis ins 20. Jahrhundert finden. Neben den gedruckten gibt es nicht veröffentlichte vorwiegend nur zum eigenen Gebrauch verfasste. Ein später Ausläufer „Meine Lebensregeln" des Jakob Michael Reinhold Lenz, werden in den 1770er Jahren als Catechismus publiziert. Lebensregeln finden zuletzt auch Eingang in Philipp Balthasar Sinold von Schützs Gesellschaftsutopie „Die glückseligste Insel auf der ganzen Welt, oder Das Land der Zufriedenheit" (1723), den einzigen pietistischen Roman (S. 599). – Jan Carsten Schnurr (S. 767-781) bietet einige begriffsgeschichtliche Beobachtungen. Der Begriff „Pietist" sei Selbst- und Fremdbezeichnung „auch heute noch" (S. 781). Dem/r interessierten LeserIn sei dieser Vortrag als Einstieg besonders empfohlen.

Ein Personen- (S. 799-813) und ein Ortsregister (S. 814-818) schließen das voluminöse Werk ab.

Bei allen Vorträgen (bis auf einen) handelt es sich um Originalbeiträge, die solide aufbauen auf gründlichen Quellenstudien. Dies belegen umfassende Anmerkungen, angeordnet unter jeder Seite. Man darf feststellen: Die Pietismusforschung ist in zweifacher Hinsicht ein entscheidendes Stück vorangekommen. Der wichtige Klassiker, Albrecht Ritschls „Geschichte des Pietismus". 3 Bde. Bonn 1889–1886, ND 1966, in der Zeit des Kulturkampfes noch konfessionalistisch

ausgerichtet, kam ohne Hinweise auf Archive aus. Im Standardwerk „Geschichte des Pietismus, Göttingen 2004. Bd. 4: Glaubenswelt und Lebenswelt“, fehlt ein einschlägiger Beitrag zu den pietistischen Medien im oder des Pietismus.

Resümierend darf festgestellt werden, der anregende Sammelband vermittelt, auch wenn nicht alle gehaltenen Vorträge der Fachtagung aufgenommen und LeserIn nichts über die Auswahlkriterien erfährt, ein facettenreiches Bild der Spezialthematika des interdisziplinär fragenden internationalen Teilnehmerkreises. Beglückend, die ForscherInnennachwuchsgeneration kommt zu Wort. Dass Fragen offen, „viel noch zu tun bleibt“ (S. 39), sollte Ansporn sein.

Ein Sachregister, ein Abkürzungs- und vor allem ein Verzeichnis der mitarbeitenden Autoren und Autorinnen, Angaben mit Kurzviten, vermisst man. Für den 2. Band wäre ein eigenes Inhaltsverzeichnis hilfreich. Desiderata, die sich baldmöglichst im gewünschten nächsten Sammelband des V. Kongresses, der bereits vom 26. bis zum 30. August 2018 in Halle geplant ist, unschwer ergänzen lassen. – Korrigendum zu S. 379, Anm. 2: Regierungsdirektor a. D. Dr. jur. Alexander Delhaes (1881–1980) baute nach 1945 das Archiv der Franckeschen Stiftungen wieder auf; er war ehrenamtlich tätig (persönliche Information von A. Delhaes).

Günter O. Neuhaus

REINER CORNELIUS: Wittenberg – Worms – Wartburg. Luthers Wormsreise und der Lutherweg 1521, Niederaula Auwel-Verlag 2016, 264 S., mit Abb., Landkarten, Stadtplänen.

Zwar ist das Jubeljahr Geschichte, doch Luther selbst – in allen Facetten, auf all seinen Wegen (den Irrwegen auch) – lebt für und für. Wie sich Theologen, Historiker, Linguisten und Heimatforscher mit verschiedenen Quellen entspringendem Eifer in den vergangenen 500 Jahren auf Leben und Werk des bekanntesten der Reformatoren warfen, werden sie dies im nächsten Halbjahrtausend tun. Und neben der scientific community fordert das Volk sein Recht: Darum nimmt es nicht wunder, wenn Marketingexperten dem 2016 im Vorfeld des Lutherjubiläums vom „Lutherweg in Hessen e. V.“ herausgegebenen Buch einen Aufkleber mit der Botschaft „Luther to go für Pilger, Wanderer und Leseratten“ verpassten. Derlei mag man mögen oder nicht – eine lesenswerte Lektüre hält man allemal in der Hand: Ein winziger, doch wichtiger Zeitabschnitt aus Luthers Leben wird betrachtet; zugleich erkundet der Verfasser Nachwirkungen der mitteldeutschen Reformation im Alltagsleben der Gegenwart.

Das Buch ist die Frucht einer Tour im Frühjahr 2013 und will für Wanderer auf der Route zwischen Wittenberg und Worms spirituelle Wegzehrung sein.

Begebenheiten auf Luthers Weg nach Worms, teils mit Zitaten aus Briefen an Melanchthon und Spalatin belegt, wechseln mit Erlebnissen des Autors, der auf dessen Spuren wandelt. Landkarten, Stadt(zentrums)pläne (Wittenberg, Leipzig, Weißenfels, Naumburg, Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach, Bad Hersfeld, Alsfeld, Grünberg, Friedberg, Frankfurt am Main und Worms) sowie Fotos von Landschaften und kulturellen Sehenswürdigkeiten illustrieren die Reise – und machen auf eigene Erfahrungen und Entdeckungen querlande in Appetit. Gespräche mit Pfarrer(inne)n und anderen Theologen, Lehrern, Künstlern, Museumsleitern und Mitgliedern des hessischen Lutherweg-Vereins malen ein Bild vom Gemeindeleben heute, von kultureller und konfessioneller Vielfalt, von der Mentalität der Menschen rechts und links des Wegs (die Länge bis zum Ziel wird immer wieder gewissenhaft vermerkt).

In Nohra zum Beispiel empfangen am 6. April 1521, angeführt vom Rektor Crotus Rubeanus, Professoren und Studenten der Universität Erfurt den vormaligen Erfurter Augustinermönch und Wittenberger Reformator (der 16 Jahre zuvor, als angehender Jurist, die folgenschwere Entscheidung traf, Mönch zu werden).

Ob Luther ein paar Tage später von Grünberg aus über die Ostroute und Hungen oder über die Westroute und Lich nach Friedberg reiste, steht bis heute nicht fest – beide Varianten werden vorgestellt. Manche von Luthers Übernachtungsorten auf seinem Weg nach Worms (und zurück) sind zweifelsfrei belegt, andere werden nur vermutet. Absolut sicher ist zum Beispiel, dass er bei Hin- und Rückreise in Frankfurt im Gasthaus „Zum Strauß“ (das es noch bis 1896 gab) am Kornmarkt unterkam, wo er mit dem Patrizier, Juristen und Ratsherrn Hamman von Holzhausen über die Notwendigkeit einer Kirchenreform diskutierte. Ungewiss indes bleibt, ob Luther zwischen Frankfurt und Oppenheim (der letzten Station vor Worms, wo er vom 15. auf den 16. April 1521 im Gasthaus „Zur Kanne“ nächtigte) Groß-Gerau oder Trebur passierte. Offiziell führt der Lutherweg über Königstädten und Trebur, aber der Autor favorisiert die kürzere Strecke über Groß-Gerau – Heimatforscher pflichten ihm bei (so Detlef Volk am 30. Dezember 2017 im Echo-online und Rainer Beutel am 16. Januar 2018 im Rüsselsheimer Echo). Anders sieht das Ernst Erich Metzner, Emeritus der Universität Frankfurt, der sich mehrfach (jüngst im Bd. 24/2017 des Mitteldeutschen Jahrbuchs) u. a. dem Kirchenlied „Ein feste Burg ist unser Gott“ – Heinrich Heine apostrophierte es 1834 in seiner „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ als „Marseiller Hymne der Reformation“ – und der Statue „Luther mit dem Schwan“ in der Laurentiuskirche zu Trebur (1996 zu Luthers 450. Todestag als Leihgabe in der Ausstellung „Luther mit dem Schwan. Tod und Verklärung eines großen Mannes“ in Wittenberg präsent) widmete. In Trebur war es, wo der Reformator seiner Meinung nach erste Gedanken zu diesem Lied notierte. Ob neue klimahistorische Recherchen den Lokal-Streit entscheiden können? Metzner jedenfalls führt sogar das legendäre „Lorscher Reichsurbar“ für seine These, dass Luther den alten Königsweg nahm, ins Feld.

In Worms schließlich, wo er am 16. April 1521 eintraf, logierte Luther im „Johanniterhof“. Er widerrief indes die der katholischen Kirche missliebigen Schriften vor dem Reichstag nicht.

Gnädig gewährte Kaiser Karl V. eine Frist von 21 Tagen für die Rückkehr nach Wittenberg, danach würde Luther wie jeder Ketzler verfolgt.

En Passant erfährt man weniger bekannte historische Details: etwa über Luthers Empfehlung an den Cöllner Pferdehändler Michael Kohlhase (die jener leider unbefolgt ließ), dass Konrad Duden wie Konrad Zuse aus Bad Hersfeld stammte, wo im Katharinenturm die älteste deutsche Glocke (die am 24. Juni 1038 gegossene „Lullusglocke“) hängt, wie die „Lutherrose“ aus dem Papageienfenster der Erfurter Augustinerklosterkirche erwuchs und dass der berühmte Ablassmönch Johann Tetzel, Luthers bekanntester Widerpart, Sohn eines Goldschmieds aus Pirna war. Die früheste, freilich nicht überlieferte Übersetzung der 95 Thesen ins Deutsche besorgte übrigens (das steht nicht im Buch, war aber wohl wichtig für Luthers weiteren Weg) vermutlich noch vor Weihnachten 1517 der Nürnberger Patrizier und Ratsherr Konrad Nützel, der 1521 auf dem Wormser Reichstag seine Heimatstadt vertrat.

Ausblicke (und Rückblicke) auf Örtlichkeiten und Ereignisse, die während Luthers Reise nach Worms noch in der Zukunft lagen (oder längst vergangen waren), kommen immer wieder vor, etwa der fromme Gothaer „Bet-Ernst“ und sein Schloss Friedenstein mit dem 340 Jahre alten Ekho-Theater, gelehrte Geselligkeiten am Weimarer Hof zur Goethezeit, auch das nahe Konzentrationslager Buchenwald, die Entstehung der Herrnhuter Brüdergemeine sowie deren Verbindung zu Nelson Mandela (ebenso Weisheiten aus denen des Meisters Eckhart, das Leben der Elisabeth von Thüringen, zwanzig Tafelbilder mit den zehn Geboten nebst bei deren Übertretung zu erwartenden drastischen Strafen in der Friedberger Stadtkirche, Luthers Schuljahre in Eisenach etc. pp.).

Anderes ist minder genau dargestellt oder fehlt ganz. Reformations-Jubiläum, so der Autor, habe man sich in Sachsen-Anhalt nicht zur Wiederbelebung der Leucorea durchringen können – das stimmt nur bedingt! Bereits 1994, im 300. Gründungsjahr der Alma Mater Halensis, wurde in Wittenberg die Stiftung Leucorea als Teil der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg ins Leben gerufen, und mehrere wissenschaftliche Zentren arbeiteten jahrelang unter deren Dach.

Über den zwischen Augusteum und Lutherhaus gelegenen Lutherhof steht geschrieben, dass es da ein Denkmal für Katharina von Bora gibt (geschaffen von Nina Koch, aufgestellt 2014), nicht aber, dass es genau hier war, wo zum evangelischen Kirchentag am 24. September 1983 die schnell DDR-weit bekannte, von Friedrich Schorlemmer initiierte Aktion „Schwerter zu Pflugscharen“ ihren Anfang nahm.

Am Ende kennt man Öffnungszeiten von Kirchen, Schlössern, Museen und ausgewählten Restaurants; man weiß, selbst Auerbachs Keller in Leipzig ist eine nachgewiesene Station auf dem Lutherweg (der bei der Reformations-Gedächtniskirche zur Heiligen Dreifaltigkeit in Worms endet), und liest: Riesling, Silvaner und Weißer Burgunder vom Gosecker Dechantenberg oder von den Hängen am Blütengrund im Saaletal stehen „rhoihessischen“ Spitzenweinen nicht nach! Apropos: Luther selbst trank gern Malvasier-Wein.

Auf den letzten Seiten lässt der Autor Luthers Rückreise – bis zur „Entführung“ am 4. Mai 1521 nahe der Burg Altenstein, hin zur Wartburg, wo er dann als Junker Jörg das grandiose Werk seiner Bibelübersetzung in Angriff nahm – Revue passieren und vergleicht die Pilger auf dem Lutherweg mit einem „Wanderer am Weltenrand“.

Leider wurde der Text offenbar nur flüchtig redigiert: Viele Tippfehler und manch sachlicher Fehler (so wird als Verfasser des „Rollwagenbüchleins“ von 1555 ein *Georg* Wuckham genannt – Jörg Wickram wäre korrekt) blieben unentdeckt. Bei Hotels, Pensionen und Herbergen, bei Museen, Klöstern etc. stehen oft nur Telefonnummern, mehr Websites und Mailadressen (Tipp für eine eventuelle Nachauflage) würden sicher hilfreich sein.

Margarete Wein

ANNETTE SEEMANN, CONSTANTIN BEYER: Die Saale. Fluss der Grenzen und der Mitte, Regensburg Schnell & Steiner 2017, 304 S., mit Abb., Übersichtskarte.

Die reizvolle Flusslandschaft der Saale hat viele Gesichter. Teils wild und einsam, teils idyllisch mit gern besungenen Burgen, teils städtisch und industriell geprägt, ist das Saaletal nicht nur geologisch und topographisch interessant, sondern bildet auch wirtschaftlich und verkehrstechnisch eine wichtige Struktur Mitteldeutschlands. Das vorliegende Buch mit Texten von Annette Seemann und hervorragenden Photographien von Constantin Beyer führt dem Leser diese Landschaft in ansprechender Weise vor Augen. Allerdings ist die vorangestellte Behauptung unzutreffend, dass der „Kulturraum der Saale als solcher von der Quelle bis zur Mündung“ „bislang lediglich in Form einer Radwanderkarte mit Informationsheft“ erschlossen worden sei (S. 7). An dieser Stelle der Einleitung wäre ein Hinweis auf den umfangreichen, nach wie vor lesenswerten Bild- und Textband von Gerlinde Schlenker und Jürgen Laubner: Die Saale. Porträt einer Kulturlandschaft (München, Berlin 1996) angebracht gewesen. Auch die 2016 erschienene wichtige wissenschaftliche Monographie: Das untere Saaletal. Eine landeskundliche Bestandsaufnahme zwischen Halle und Bernburg, hg. von Gerd Villwock und Haik Thomas Porada im Auftrag des Leibniz-Instituts für Länderkunde und der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig (Köln, Weimar, Wien 2016) hätte vielleicht noch erwähnt werden können. (Vgl. dazu die ausführliche Rezension und Würdigung von Lutz Reichhoff in den Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Landeskunde 25, 2016, S. 242-243.)

Das neue Werk über die Saale präsentiert sich als handlicher, inhaltsreicher und mit aktuellen Photos ausgestatteter Reiseführer für unterwegs. Die im bayerischen Fichtelgebirge entspringende Saale (hier auch sächsische Saale genannt, um Verwechslungen mit der fränkischen Saale in Unterfranken zu vermeiden) durchquert Thüringen und Sachsen-Anhalt und fließt nach mehr als 400 Kilometern bei Barby in die Elbe. Wander- und Radwege ermöglichen es heute, die Saale mit ihren unberührten schönen Naturschutzgebieten auch ohne Boot in gemächlichem Tempo kennenzulernen. Die Verfasserin bietet im Einführungsteil geographische, geologische und siedlungsgeschichtliche Informationen und verfolgt dann den Lauf der Saale – über Hof, Saalfeld, Rudolstadt, Jena, Naumburg, Weißenfels, Merseburg, Halle und Bernburg. Dem Leser wird eine Kulturgeschichte der Saaletlandschaft vorgestellt, die bis in die Steinzeit zurückreicht; unter den bedeutenden prähistorischen Stätten befindet sich z. B. Goseck mit seinem Sonnenobservatorium. Vor allem an der mittleren Saale entstand bereits im Mittelalter ein wichtiger Kulturraum mit Klöstern, Weinbau, Städten, Handelswegen und Salinen; die Salzlager der Region gaben dem Fluss seinen Namen. Der Zusammenfluss von Saale und Unstrut bei Naumburg hat, wie bei vielen Flüssen, zu langen Diskussionen über die Namensgebung geführt. Zwar ist der Oberlauf der Saale wasserreicher, doch etwas kürzer als die Unstrut (vgl. Schlenker/Laubner: Die Unstrut. Porträt einer Kulturlandschaft, Halle 2002).

Auch interessante Menschen, die an der Saale lebten und wirkten, werden in diesem Buch vorgestellt. Der Leser begegnet Schiller in Rudolstadt und Jena, Goethe und Frau von Stein in Dornburg, den Frühromantikern sowie den Erfindern des „Jenaer Glases“ (Carl Zeiss, Ernst Abbe, Otto Schott) und Ernst Haeckel in Jena, Heinrich Schütz in Weißenfels, August Hermann Francke und Georg Friedrich Händel in Halle usw. Spezielle Exkurse vertiefen einzelne Aspekte der vorgestellten Etappen dieser Flusswanderung und werden gelegentlich zu informativen kleinen Abhandlungen. In einigen Fällen ist das optische Arrangement allerdings etwas unübersichtlich, weil Haupttext und Exkurs nicht deutlich genug voneinander abgesetzt sind; auch die Anmerkungen am Schluss der Kapitel findet man nicht immer auf Anhieb. Vereinzelt kleine Fehler und Versäumnisse fallen bei der Fülle ausgebreiteten Materials kaum ins Gewicht. Am Schluss des Buches beruft sich die Autorin auf Johann Wolfgang von Goethe als Geologen und Kenner der Region, sie macht ihn zum Schutzpatron ihres Anliegens, die Saale-Landschaften in ihrer Vielfalt vorzustellen und den Leser zu eigenen Exkursionen anzuregen. Durch die detaillierten Schilderungen und die stimmungsvollen photographischen Aufnahmen in diesem Band hat sich die Reiselust jedoch schon längst eingestellt.

Petra Wilhelmy-Dollinger